

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Ein sonderbarer Zweikampf“ von Ulr. Myers. (S 79)
Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1901 · Achter Band



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart






Inhalts-Verzeichnis.

Seite



Fata Morgana.

Roman von Gustav Johannes Krauss.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Kitty holte tief Atem und sprach dann rasch weiter: „Um mich eine Zeitlang den hiesigen Verhältnissen völlig zu entziehen, ging ich fort, nach Süddeutschland, nach München, nach Wien, in die Alpen. Zum erstenmal in meinem Leben reiste ich außer der Saison, vermied ich die Orte, die zu besuchen hergebracht ist, und an denen man daher in der Reisezeit immer Bekannte trifft, mit welchen man dann das alte Leben fortsetzt, nur unter veränderten äußeren Umständen. In dem Atelier eines Münchener Malers habe ich die Skizze eines Bildes von grimmiger Satire gesehen, drei Männer, die auf der Spitze eines hohen Berges, von den roten Flammen des Sonnenaufgangs umlodert, stumpfsinnig in die Karten starren, die sie in den Händen halten, und ihren Skat, oder was es sonst ist, so eifrig dreschen, als säßen sie in ihrer Berliner Stammkneipe. So ähnlich wie die reisen wir alle, so bin auch ich gereist — früher. Diesmal aber war's anders. Ich ließ die Natur auf mich wirken, ich sah den Menschen in die Augen. Und da habe ich gelernt, daß

nur der glücklich ist, der sein Genügen in sich selber sucht. Das haben mich die Künstler gelehrt, nicht unsere Modemaler und Salondichter, die zwischen Diners, Thees, Bällen, Badereisen, Jachtklubfahrten und ähnlichem kaum die Zeit übrig behalten, in aller Eile schnell das unsterbliche Werk zu schaffen, mit dem sie sich diese Saison einstellen müssen, um nicht ins Hintertreffen zu kommen, sondern die anderen, die in der Provinz, von denen man nicht spricht, die man nicht bei Geheimrat Meier und Excellenz Müller trifft, sondern in ihren bescheidenen Ateliers aufsuchen muß, wenn man sie sehen will. Das hat mich vor allem der Alpenbauer gelehrt mit seiner unendlich harten, kärglich lohnenden Arbeit auf dem steinigen Felde, dem er sein Brot abringt, und mit seiner Inbrunst des Sonntags in der Kirche, wenn die Orgel klingt, vom Altar her die feierlichen Worte hallen, und der Weihrauch in blauen Wolken emporsteigt. An keinem Orte der Erde kann man so viele glückliche und von diesem Glücke geradezu verklärte Gesichter sehen wie des Sonntags in der Kirche irgend eines armen, weltabgeschiedenen Alpendorfes."

„Selig sind die Armen im Geiste," murmelte das Gesellschaftsfräulein ergriffen, „denn ihrer ist das Himmelreich."

Der Professor meinte: „War es wirklich nötig, so weit fortzugehen, um über das wahre Wesen des Glücks Aufschluß zu erhalten? Sie wissen, ich bin ein begeisterter Berliner, gnädige Frau, und so behaupte ich steif und fest, daß Sie hier von unserer arbeitfreudigen, pflichtbewußten, tüchtigen Bevölkerung ganz das nämliche hätten lernen können."

„Es kann sein," antwortete Kitty. „Es scheint mir sogar sehr wahrscheinlich, wenn ich mich erinnere, wie oft mir des Sonntags im Grunewald die jungen Arbeiterinnen, die in ihren simplen Waschkleidchen und den Zweimark-

hüten so über das ganze Gesicht vor Freude strahlen, den Eindruck gemacht haben, als hätte für sie die Sonne einen ganz besonders leuchtenden Schein, den wir gut situierten Menschen nicht sehen, und als wüßten sie irgend eine geheimnisvolle, wunderliebliche Süßigkeit in ihren dünnen Kaffee zu thun, die aus dem schalen Gebräu den reinen Göttertrank macht. Aber hier hatte ich ja nicht die Zeit, die Augen aufzuthun und um mich zu sehen. Ich war immer so außer Atem, körperlich und geistig."

„Das reine Himmelswunder, von einer Frau in Ihrer beneidenswerten Lage diese Weisheit zu hören!" rief Riedel-Steinfels enthusiastisch. „Und wie denken Sie sich nun die Zukunft, gnädige Frau? Verzeihen Sie die etwas indiskrete Frage!"

„Ich habe doch selbst begonnen, von diesen persönlichen Dingen zu reden," antwortete Kitty einfach. „Ich denke an gute Bücher, gute Musik, Bilder, Theater, einen kleinen, ausgewählten Kreis lieber Menschen, mit denen ich mehr austauschen kann als leere Höflichkeiten und frivole Scherze. — Und im übrigen warten."

Die letzten Worte sprach sie leise, so leise, daß bloß Moosdörfer sie hörte, dessen ganze Seele ja in seinem Gehör sich konzentriert hatte, so daß ihm kein Atemzug, keine Regung des geliebten Wesens entging.

Der Professor war aufgesprungen, auf Kitty zugestürzt und hielt nun ihre beiden Hände fest, während er stürmisch wie ein Jüngling auf sie einredete: „Gott sei Dank, daß Sie zu diesen Einsichten gekommen sind — und vor allem zu diesen Vorsätzen! Wenn Sie wüßten, wie leid es mir oft gethan hat, eine Frau von Ihren Vorzügen im Weltdamentum untergehen zu sehen! Herrgott, freue ich mich, daß ich mich nicht getäuscht habe, wenn ich immer wieder dabei blieb, in Ihnen steckte etwas anderes, Ernsteres als in den übrigen!"

In diesem Tone trieb es der sanguinische alte Herr eine ganze Weile fort. Dann hub er auf einmal an, zum Aufbruch zu drängen. Er konnte es nicht erwarten, seiner Rike von dem Wunder zu erzählen, das sich an Frau Bothe vollzogen hatte.

Moosdörfer hätte den guten Mann ermorden mögen, als er anfing, vom Nachhausegehen zu reden, und auch in der Stimme der Hausfrau klang einiger Unmut mit, als sie die Herren dringend aufforderte, doch noch zu bleiben. Die beiden hätten ja am liebsten die ganze Nacht so nebeneinander gesessen. Aber da gab es kein Halten mehr. Der Professor wollte um jeden Preis aufbrechen.

Die Gesellschafterin meinte, es geschehe, um den Störenfried zu strafen, als ihre Herrin beim Abschiede dem jungen Steirer in so dringendem Tone sagte: „Sie brauchen sich nicht auf die Abende zu beschränken, an denen der Herr Professor Zeit hat, Herr Moosdörfer. Kommen Sie, so oft Sie eine freie Stunde haben, oder eine Stunde, in der Sie sich einsam fühlen hier in der Fremde. Ich werde mich immer freuen, Sie zu sehen."

Matthias verstand diese Einladung ganz anders als das Fräulein v. Puggstein. Das Herz zum Ueberlaufen voll, neigte er sich über Frau Kittys Hand und drückte einen langen, heißen Kuß auf die zarten Finger, die unter der Berührung seiner Lippen zusammenzuckten.

Den Rückweg legten die beiden Herren trotz des schönen Abends in einer Droschke zurück, so ungeduldig war der Professor, seiner Frau das Erlebte zu erzählen und ihr zu beweisen, daß im Falle Bothe seine Psychologie doch die scharfsinnigere war.

Der Triumph, den er erwartete, blieb aber in der kläglichsten Weise aus. Frau Riedel-Steinfels hörte die Erzählung ihres Gatten ruhig an, ohne eine Miene zu verziehen oder ein Wort zu sagen, bis der Professor, dem

diese undurchdringliche Miene unheimlich und ärgerlich war, sie drängte.

„Nun, Rike? Du sagst ja gar nichts zu dem allem! Giebst du jetzt zu ...?"

„Gar nichts geb' ich zu," unterbrach ihn die würdige Dame energisch. „Das Ganze ist Thuerei, Grimasse, Komödienspiel eines Geschöpfes, das sich vor der Langeweile nicht zu retten weiß."

„Nun höre aber mal —"

„Ich höre, ich habe deine ganze rührende Geschichte angehört, du Kindskopf, und ich bleibe dabei: sie hat sich bloß so. Auf den hübschen Burschen ist es abgesehen. Ihn will sie behexen und födern. Außerdem macht ihr die Rolle, die sie sich da zurechtgelegt hat, an und für sich Spaß. Und daß die Welt über die Geschichte redet, ist ihr gerade recht. Eine Schauspielerin will ihr Parterre haben, und stark besetzt muß es sein."

„Und ich bleibe dabei," sagte Riedel-Steinfels beinahe erbittert, „daß diese so viel verlästerte Frau im Grunde ihres Wesens eine edle, feinsinnige Natur ist, die nur von den Umständen auf Abwege gedrängt ist. Daß sie sich in den Moosdörfer verliebt haben, und diese Liebe ihrem eigentlichen Wesen zum Durchbruch geholfen haben mag, geb' ich ja zu."

Frau Riedel-Steinfels sah ihrem begeisterungsfähigen alten Knaben von Eheherrn mit überlegenem Lächeln in das erhitzte Gesicht. Sie widersprach aber nicht. Wozu auch?

Zwölftes Kapitel.

Kitty lebte jetzt sehr zurückgezogen. Sie hatte fast noch niemand von ihren zahllosen Bekannten besucht. Wer, von Neugier gestachelt, an dem monumentalen schmiede-

eisernen Portal, das Moosdörfer solchen Schreck eingejagt hatte, auf den Knopf des elektrischen Läutewerks drückte, mußte sich meist damit begnügen, seine Besuchskarte abzuwerfen und weiterzuziehen. Diese unbegreifliche Frau brachte das Kunststück zuwege, fast nirgends hinzugehen und zugleich fast niemals zu Hause zu sein.

Wer sich unsichtbar macht, wird sonst in der großen Stadt sehr rasch vergessen. Bei Kitty Bothe war das Gegenteil der Fall. Die Unnahbarkeit umgab ihre Gestalt in der Einbildungskraft der Leute mit einem neuen und besonderen Nimbus. Je menschenscheuer das prächtige Haus an der vornehmsten Straße des Westens sich hinter seinen Vorgarten zurückzuziehen schien, desto neugieriger reckten die Leute, die draußen am Gartengitter vorübergingen, die Hälse.

Stundenlang konnte Kitty auf ihrer Terrasse sitzen, ins Grüne hinausstarren und ihren Gedanken nachhängen. Diese neue Liebe, die in allem so ganz anders war als alles, was sie vorher erlebt hatte, hatte alle die bunten Träume der Backfischzeit in ihr wieder lebendig gemacht, diese wunderholden Träume, die langsam ziehenden, rosenroten, sonnengoldenen Wolken glichen, in denen die Fata Morgana des Herzens unklare, in den Umrissen verschwimmende Bilder eines unbegreiflichen, überschwenglichen Glückes erscheinen ließ, dessen bloße Ahnung schon das Herz schwer machte vom Uebermaß der Wonne, so schwer, daß der Träumerin die Augen feucht wurden, und ihr Atem rascher und rascher ging, als keuche sie unter einer schweren Last. Der Ausdruck ihres schönen Gesichtes war manchmal so schwärmerisch entzückt, daß das nonnenhafte Fräulein v. Puggstein, dem die große Glückssehnsucht des Weibes noch unbefriedigt im vierzigjährigen Busen brannte und in der Armen einen Hang zur Mystik erzeugt hatte, auf die wunderlichsten Ahnungen verfiel

und ihrer Herrin manchmal allen Ernstes einen heimlichen Rapport mit den seligen Geistern des Himmels zumutete.

In diesem wunderlichen Traumleben, dem alles Häßliche, Kleine und Kleinliche des Erdendaseins so weltenfern war, wurde Kitty eines Morgens unangenehm gestört, indem ihr ein dicker eingeschriebener Brief gebracht wurde, der schon von außen so widerlich und gemein auf sie wirkte, daß sie sofort wußte, die Sendung müsse von Hellmers sein.

Sie stand auf und trug den Brief in ihr Zimmer, an dessen Thür sie den Nachtriegel vorschob, ehe sie das Schreiben öffnete.

Ein Blick auf die Unterschrift des Briefes, dem noch allerlei Papiere beilagen, überzeugte sie, daß ihre Ahnung recht behalten hatte. Die langen, schmalen Papierstreifen, die dem Briefe beilagen, waren die Wechsel des Freiherrn v. Mahlow, vierzehn an der Zahl, jeder auf der Rückseite mit einer langen Reihe von Unterschriften versehen.

Rasch, um mit der widerlichen Sache je eher je besser fertig zu werden, nahm die junge Frau das Verzeichnis zur Hand, das Hellmers als ordnungsliebender Kaufmann ausgefertigt hatte, und strich die Beträge der einzelnen Papiere darin ab. Das Verzeichnis stimmte, die Summe der Posten stimmte auch, wie sie sich durch flüchtiges Nachrechnen überzeugte. Sie betrug fünfunddreißigtausend und einige hundert Mark.

Als das erledigt war, las Kitty erst das Begleitschreiben, das langatmig schilderte, welche Mühe es den Schreiber gekostet habe, den Befehl der gnädigen Frau zu erfüllen und die Papierchen des Freiherrn, die in allen möglichen Händen verstreut waren, vollzählig zusammenzubringen, obendrein in so kurzer Zeit.

Dem Diensteifer des dankbaren Verehrers des seligen Herrn Kommerzienrats sei die Sache aber schließlich doch

gelungen. Nun sei Herr Hellmers zu dem Freiherrn gegangen und habe mit dem Manne verhandelt, was eines ganz beispiellosen Aufwands von Geduld und Diplomatie bedurft habe, denn der Mensch habe getobt wie ein Tollhäusler, habe den Edelmütigen, der ihn retten wollte, mit Prügeln bedroht und durchaus wissen wollen, wie Herr Hellmers dazu komme, die Wechsel zahlungsunfähiger Edelleute aufzukaufen und unprotestiert verfallen zu lassen.

„Ich kann Sie versichern, gnädige Frau," schloß der Brief, „daß ich ein Mensch bin, dem es die allergrößte Freude macht, helfen zu können, und daß es mein größter Kummer ist, nicht vermögend genug zu sein, um in größerem Maße, als mir jetzt möglich ist, Werke der Nächstenliebe üben zu können. Aber wenn ich hundertfacher Millionär wäre, aus meiner Tasche bekäme dieser undankbare, hochmütige Mann keinen Pfennig. Einzig die Erwägung, daß es mir obliegt, alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen, verehrte gnädige Frau, zu Diensten zu sein, konnte mich veranlassen, nach den Grobheiten, die ich wegen des Aufkaufens der alten Wechsel zu hören bekommen hatte, dem Herrn noch weiteren Kredit anzubieten. Darauf — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — hat er mich mißhandelt!!! So schwer thätlich beleidigt wurde ich, daß ich erst heute, am dritten Tage nach diesem Ereignisse, fähig bin, diesen Brief zu schreiben, dessen Ausfertigung ich meiner Hilfskraft doch nicht gut überlassen konnte.

Unter solchen Umständen muß ich meine Mission in Ihre Hände zurücklegen, verehrte gnädige Frau. Wenn Sie für diesen Herrn, der es wirklich nicht verdient, noch weiteres thun wollen, so müssen Sie sich schon eines anderen Mittelsmannes bedienen. Mich soll keine Macht der Erde dazu bringen, diesen Herrn auch nur noch eines Wortes zu würdigen.

Indem ich zugleich die Ehre habe, die Mahlowschen Wechsel samt Verzeichnis zur gütigen Honorierung vorzulegen, verharre ich — —"

Kitty warf den Brief von sich und lachte hell auf.

„Gott sei Dank!" sagte sie vor sich hin. „Wie reizend von ihm, den Kerl zu prügeln! Geprügelt und hinausgeworfen den alten Gauner, unbekümmert darum, daß der ihn in der Hand hatte. Er ist doch ein ganzer Mann, dieser Mahlow!"

Sie raffte die Papiere, die sich auf dem kleinen Schreibtisch, vor dem sie saß, verstreut hatten, zusammen und blickte sich suchend um. Hätte sie Feuer im Zimmer gehabt, wäre der ganze Kram sofort verbrannt worden. Jetzt aber war der Kamin kalt, erst ein Licht anzuzünden, jedes Blättchen einzeln zu verbrennen und dann die Asche fortzuschaffen, schien ihr zu umständlich. So warf sie alles in ein Fach des Schreibtisches, das sie sorgfältig abschloß. Dann holte sie ihr Checkbuch hervor, schrieb über die von Hellmers ausgelegte Summe eine Bankanweisung aus und steckte den Streifen Papier ohne eine begleitende Zeile in einen Briefumschlag, den sie verschloß, an Hellmers adressierte und mit dem Vermerk „Einschreiben" versah.

Als sie den Brief ihrem Diener zur sofortigen Auflieferung auf der Post übergeben hatte, atmete sie wie von einem lästigen Druck befreit auf.

Jetzt hatte sie die Vergangenheit hinweggetilgt, soweit das überhaupt möglich war, und sie meinte, nun mit doppelter Hingebung an Matthias denken zu können.

Als sie wieder in ihrem Schaukelstuhl auf der Terrasse saß, beschäftigten sich ihre Gedanken aber doch mehr mit dem Rittmeister als mit Matthias. Immer wieder malte sie sich den Auftritt aus, der zwischen Mahlow und Hellmers stattgefunden haben mochte. Sie sah den langen blonden Recken mit dem kühnen Siegfriedsgesicht dem alten Sünder

gegenüberstehen; sie sah, wie Hellmer sich in scheinbarer Demut krümmte und dabei doch geschwollen war von Hochmut und Arroganz wie der Frosch in der Kinderfabel. Dann sah sie Mahlows Gesicht dunkelrot werden vor Empörung, auf seiner Stirn die blaue Zornader drohend hervortreten, in seinen Augen die Entrüstung eines von einem Knechte beleidigten Königs auflodern. Und dann — — hei, wie die Reitpeitsche pfiff, was für lächerliche Luftsprünge der alte Heuchler mit dem würdevollen Gesicht und den spähenden Verbrecheraugen machte, wie die feierlichen schwarzen Rockschöße flogen ...!

Sie hatte die Sache so leibhaftig vor sich, daß sie die Unterlippe zwischen die Zähne zog, um das Lachen zu verbeißen, und dabei aus dem Handgelenk der Rechten schräg abwärts gerichtete Lufthiebe führte, als wolle sie dem imaginären Mahlow helfen, dem imaginären Herrn Hellmers die Beine zu salben.

Auf einmal verschwand die belustigte Miene aus ihrem Gesichte. Die Brauen zusammengezogen, die Lippen fest aufeinandergepreßt, sah sie mit äußerst betroffener Miene vor sich hin.

Was war das? Wenn Mahlow geglaubt hätte, daß ihm der unerwartete Beistand in seinen finanziellen Nöten wirklich von Hellmers selber kam, der ihn leistete, um seinen Schuldner nicht vor die Hunde gehen zu lassen und dann die Summen, mit denen er bereits engagiert war, endgültig auf Verlustkonto schreiben zu müssen, dann wäre es doch zu einem solchen Auftritt gar nicht gekommen. Der Wucherer war doch gestern und ehegestern der nämliche widrige Patron gewesen wie heute, und Mahlow hatte sich mit ihm vertragen, um seine Wechsel unterbringen zu können.

Es war nicht anders: der Freiherr mußte ahnen, wie die Geschichte zusammenhing. Von der Frau, die ihn

geliebt hatte, konnte er natürlich keinen Beistand annehmen, auch diesen indirekten nicht. Schon das bloße Angebot hatte ihn außer Rand und Band gebracht, so daß er den Menschen, der ihm das Ansinnen zu stellen wagte, empfindlich züchtigte ...

Mit steigender Angst dachte Kitty diese Gedankenreihe mehreremal hintereinander durch, aber sie konnte keine Lücke, keinen Irrtum entdecken. In dieser logischen Kette folgte Schluß auf Schluß mit zwingender Notwendigkeit, und bei dem Endergebnis überlief es die junge Frau siedend heiß.

Die weißen Hände ringend, irrte Kitty mit unsicheren Schritten auf der Terrasse umher.

Welches Unheil hatte sie da angerichtet!

Sie hatte gemeint, alles so klug eingefädelt zu haben. Mahlow war durch ihr Eingreifen vor dem drohenden Untergange gerettet, und dadurch war Matthias vor Mahlow sicher. Kitty wußte ja ganz bestimmt, daß der Rittmeister sich darüber klar war, wem er seinen Korb verdankte. Solange Mahlow sich nicht dem Ende gegenübersah, hatte Moosdörfer aber wenig von ihm zu fürchten. Satisfaktionsfähig war Matthias ja noch nicht. Jetzt aber hatte gerade ihr Eingreifen den Freiherrn zur Verzweiflung getrieben. Wenn Hellmers trotz der üblen Behandlung, die er erfahren hatte, ihm die Gurgel nicht zuschnürte, dann war es ja klar, daß der Geldmann nicht konnte, wie er wollte, daß er einen Auftraggeber hatte, oder vielmehr eine Auftraggeberin. Mahlow wartete jetzt offenbar auf den Gerichtsvollzieher. Wenn der nicht kam, griff der Rittmeister zum Revolver. Dann aber schoß er erst Matthias über den Haufen, ehe er die Waffe gegen sich selbst richtete.

Was sollte sie thun, um dieses Entsetzliche hintanzuhalten? Was um Gottes willen konnte sie thun?

Die abenteuerlichsten Gedanken zuckten Kitty durch das fieberhaft aufgeregte Gehirn. Aber keiner zeigte den rettenden Ausweg. Sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

In diesem Augenblicke meldete ihr der Diener den Besuch des Freiherrn v. Mahlow.

Kitty sah den Menschen so geistesabwesend an, daß der seine Meldung wiederholte, weil er glaubte, die gnädige Frau habe den Namen nicht verstanden.

Nun fuhr sich Kitty mit der Hand über die Augen und sagte: „Führen Sie den Herrn in den kleinen Salon. Ich werde sogleich erscheinen."

Der Lakai verschwand. Kitty stand einen Augenblick regungslos und sah vor sich hin.

Was konnte dieser Besuch zu bedeuten haben? Wollte Mahlow ihr wegen der Einmischung in seine Angelegenheiten eine Scene machen? Führte er einen Anschlag gegen sie selbst im Schilde? Wenn ein Mensch von seiner zügellosen Heftigkeit zur Verzweiflung getrieben wurde, war ihm alles zuzutrauen.

Sie warf mit entschiedener Bewegung den Kopf in den Nacken. Gleichviel! Was galt ihr die persönliche Gefahr, wenn sie Klarheit gewinnen konnte, Klarheit auch darüber, ob Hellmers an dem Fehlschlagen des Planes Schuld trug. War es so, dann mochte er sich die Folgen besehen, der alte Schuft.

Mit raschen Schritten ging sie hinüber in ihr Ankleidezimmer.

Sie tilgte schnell die Spuren der überstandenen Aufregung von ihrem Gesichte, ordnete vor dem Spiegel ihr Haar und zupfte ein paar Schleifen an ihrem Hauskleide zurecht. Dann nickte sie befriedigt ihrem Spiegelbilde zu.

So war es gut. Kein Mensch konnte diesem ruhigen

Lächeln, dieser heiteren Stirn die heimliche Angst ansehen, selbst Mahlow nicht, der ihr Gesicht so genau kannte.

An der Thür kehrte sie noch einmal um, nahm den kleinen Dolch von ihrem Schreibtisch, der dort als Zierding lag, und steckte ihn für alle Fälle zu sich. Das Ding steckte in einer kostbaren, mit Gold und Edelsteinen eingelegten Scheide. In dieser Scheide aber befand sich eine haarscharfe, tödlich spitze Damascenerklinge, eine gefährliche Waffe, die jetzt bei sich zu haben sehr nützlich sein konnte.

Als Kitty in den Salon trat, in dem ihr Besuch sie erwartete, blieb sie starr vor Staunen unter der Portiere stehen. Hatte Mahlow sich zu dieser Unterredung einen dritten mitgebracht? Und wo war er selbst?

Der steinalte Herr mit dem verkniffenen, glattrasierten Gesicht, der in einem der Armstühle saß, griff beim Erscheinen der Hausfrau nach dem Krückstock, der ihm zur Seite lehnte, und stand mühsam auf. In den sarkastischen Runzeln um seine große, braune Hakennase zuckte es wunderlich, in seinen stahlblauen Augen, die unter den überhängenden weißen Brauen merkwürdig jugendlich hervorleuchteten, glomm der Spott, während er sich altfränkisch galant verneigte und mit einer eigentümlich knarrenden, gleichsam eingerosteten Stimme sagte: „Mein Name ist Botho v. Mahlow, gnädige Frau. Sie haben wohl meinen Neffen erwartet.“

„Sehr angenehm,“ antwortete Kitty zurückhaltend. „Nehmen Sie, bitte, wieder Platz.“

Sie ließ sich nachlässig in einen der Armstühle sinken. Bei dem alten Herrn dauerte es länger, bis er zum Sitzen kam. Das Verfahren schien ihm überdies ziemliche Schmerzen zu verursachen, denn er kniff die Augen und den Mund dabei ein, und seine ohnehin schon so große Nase schien noch ein erhebliches Stück länger aus dem

faltigen Gesichte hervorzuwachsen. Sowie er aber saß, bekam sein Gesicht wieder den überlegen spöttischen Ausdruck, den es vorher gehabt hatte.

„Ich leite unsere Unterredung wohl am besten ein, wenn ich Ihnen den Brief da zu lesen gebe,“ sagte der alte Herr, indem er einen Brief aus der Brusttasche zog und ihn Kitty hinüberreichte.

Die junge Frau nahm das Blatt mit höflicher Kopfneigung entgegen und sah flüchtig hinein. Die große, energische Handschrift erkannte sie sofort als die des Rittmeisters. Der Neffe kündigte in dem Briefe seinem „sehr geehrten Herrn Onkel“ seinen Besuch an und gab der Erwartung Ausdruck, daß er angenommen werde, da die einfache Thatsache, daß er nach all dem Vorhergegangenen den Bruder seines Vaters aufsuchen wolle, schon Beweis genug sei, daß es sich um eine sehr ernsthafte Sache handle.

Kitty faltete den Brief wieder, gab ihn dem Freiherrn zurück und sah ihm dabei mit einer Miene ins Gesicht, in der sich die höfliche Bereitwilligkeit ausdrückte, anzuhören, was der andere zu sagen haben würde.

Der alte Herr grinste. „Sie sind eine superbe kleine Frau!“ sagte er mit seiner knarrenden Stimme. „Von einem so alten Manne wie ich können Sie sich das ja sagen lassen. Wie vorzüglich Sie Contenance zu behalten wissen, obwohl die Situation komisch genug ist!“

„Sehr verbunden!“ antwortete Kitty kühl. „Ihre gütige Anerkennung beschämt mich beinahe, da ich nicht recht weiß, wodurch ich sie verdient habe. Darf ich Sie vielleicht um Ihre weiteren Mitteilungen bitten, Herr v. Mahlow?“

Das Grinsen auf dem alten Gesicht wurde noch sarkastischer. Der Sonderling durchschaute offenbar die Maske, welche die schöne junge Frau trug, er sah durch die ruhige Kälte hindurch ihre heimliche fieberhafte Spannung. Es

machte ihm Spaß, diese Spannung zu verlängern. Viel umständlicher, als ihm nach seinem Aeußeren zuzutrauen war, begann er: „All das „Vorhergegangene", worauf sich mein Herr Neffe bezieht, das ist nämlich meine Stellung zur Familie. Sie müssen wissen, Gnädigste, daß ich als ganz junger Mann nach Amerika ging. Nicht als verkrachter Offizier, als catilinarische Existenz, sondern aus freien Stücken, mein bescheidenes Erbteil in der Tasche. Da drüben habe ich nun meine vierzig Jährchen gewirtschaftet und ein ganz anständiges Stück Arbeit geleistet. Hat sich ja auch gelohnt. Wie mich dann die verdammte — Pardon, Gnädige! — Gicht zwang, alles zu Geld zu machen und in das alte Land zurückzugehen, da konnte ich mich nun nicht mehr in die Verhältnisse und Anschauungen finden. Dieser verrottete Aberglaube, daß der Offizier, der Beamte, der Gutsbesitzer mehr sind als die anderen Leute, und daß ein Mann von Adel Offizier oder Beamter oder Landwirt sein muß und nichts sonst werden darf, wenn auch die Mittel fehlen, um die Klitsche zu halten oder das schmale Gehalt durch Zuschüsse zu ergänzen. Ich habe drüben Landwirtschaft betrieben, aber auch ein Hotel mit siebenhundert Betten. Ich habe in Getreide und in Wolle spekuliert, habe die Müllabfuhr von drei großen Städten in Pacht gehabt, ich habe zehn Jahre lang in New York ein großes Warenhaus betrieben und noch hundert andere Dinge mehr. Geld haben sie alle gebracht, meinem Adel hat keines Abbruch gethan. Wie ich nach dem allem wieder nach dem lieben Deutschland kam, da stanken mir die faulen Vorurteile von allen Seiten so erbärmlich entgegen, daß ich die Nase krumm ziehen mußte. Und bei meinen teuren Verwandten stank es am meisten. Mein eigener Bruder verachtete mich wegen der Geschäfte, die ich da drüben betrieben hatte. Von dem Gelde, das sie mir eingetragen hatten, wollte er

aber haben, und tüchtig. Da gab's natürlich Krach, wie die Berliner sagen. Ich schwor mir einen großen Eid, niemand von der Gesellschaft mehr anzusehen, und ich habe den Schwur gehalten."

Er machte eine Kunstpause, räusperte sich, that, als ob er nach Art der Amerikaner niederen Standes in großem Bogen in die Stube spucken wolle, zog aber im letzten Augenblick sein Taschentuch und führte dieses mit lustigem Blinzeln an den Mund.

„Das sind nun auch wieder zehn Jahre her," fuhr er dann fort. „Mein Bruder starb, ich schickte nicht einmal einen Kranz. Ein paar weitläufige Neffen gingen als abgetakelte Offiziere über das Wasser, um drüben Hotelkellner zu werden, ich rührte keinen Finger, ihnen die Reise zu ersparen. Mein Neffe, der Rittmeister, Ihr Mahlow, Gnädigste, schrieb mir einmal einen verzweifelten Brief, in dem viel von Ehrenscheinen und Hotelkellner und Totschießen die Rede war, ich schickte den Brief zurück und legte zwanzig Pfennig in Briefmarken bei, als Ersatz für die Auslagen für Papier und Freimarke."

Wieder eine Pause. Kitty saß wie auf Kohlen. Wollte der boshafte alte Satan denn nie zur Sache kommen? Irgendwie wollte er ja eingreifen, das war klar, er wäre sonst nicht hergekommen, aber was war es, was er thun wollte?

„Ich hätte gewiß auch diesen Brief da nicht beachtet," fuhr der Deutschamerikaner fort, „wenn ich nicht gerade böse Zeiten gehabt hätte. Am Ausgehen und an der Gartenarbeit hinderte mich die Gicht, den Portwein mußte ich auch lassen, bis die Sache sich wieder besserte, in den englischen und amerikanischen Zeitungen stand gerade in der letzten Zeit nichts Vernünftiges, die deutschen Zeitungen sind immer langweilig — kurz, mir fehlte es an Zerstreuung. Vielleicht war's auch, weil mich die Schmerzen

weichmütig gemacht hatten, daß ich meinem schwarzen Diener gestern sagte: „Sammy, in zwei Stunden kommt ein junger Herr, so und so sieht er aus, den läßt du ins Haus und bringst ihn mir."

„Well, Mister Mahlow!" sagt mein Sammy und geht.

Pünktlich zwei Stunden danach brachte er mir den Rittmeister an meinen Rollstuhl in den Garten. Na, Zerstreuung hatte ich genug von dem Besuch. Schon wie der Junge aussah! Wie der leibhaftige Wahnsinn. Und die Geschichte, die er mir erzählte, von einer Dame, die sich hinter einen Wucherer steckt, um ihren ... hm ... Bräutigam abzufertigen, war auch nicht übel. Uebrigens gefiel mir der Junge ganz gut. Die Schlußfolgerungen, die er aufstellte, waren entschieden scharfsinnig. Kein Staatsanwalt könnte einen schöneren Indizienbeweis zusammenschmieden. Seine Verzweiflung über die Geschichte kam mir ja wiederum etwas dumm vor. Drüben, wo es einen gesetzmäßigen Schadenersatz für den Bruch des Eheversprechens giebt, wären Sie ja wahrscheinlich gerichtlich zu so viel Buße verurteilt worden, als Sie da freiwillig zahlten. Aber schließlich dachte ich, daß Europa nicht Amerika ist, daß jeder nur die Ehrbegriffe seines Landes und Standes haben kann, und ein tüchtiger Kerl ist, wenn er an dieser Ehre mehr als an seinem Leben hängt. Und daß der Rittmeister das thut, das sah ich ihm an. Er hat diesmal kein Wort vom Erschießen geredet, aber ich wußte, wenn ich ihm nicht meine Hilfe zusage, geht er hin und schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Alles in allem: ich habe mich entschieden, einmal von meiner Regel abzugehen und diesem Burschen zu helfen. Und nun habe ich die Ehre, gnädige Frau, Sie zu bitten, daß Sie Ihrem Mittelsmann Anweisung geben, mir die Wechsel meines Neffen gegen Honorierung auszufolgen."

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, bitte.“

Kitty stand auf und verließ das Zimmer. Gleich darauf trat sie wieder ein, die von Hellmers eingesandten Papiere samt Begleitschreiben und Briefumschlag in der Hand, und legte das Päckchen vor dem alten Herrn auf den Sofatisch.

„Hier haben Sie das Ganze,“ sagte sie ruhig. „Den Betrag können Sie bei der Deutschen Bank für mich erlegen.“

Sie stand vor ihm und sah ihm zu, wie er die schmutzigen Wechsel mit spöttischem Lächeln durch seine dürren, knochigen Finger laufen ließ. Dann fragte sie leise: „Darf ich mir eine Frage gestatten?“

„Gewiß, gnädige Frau.“

„Was haben Sie mit ... mit dem Herrn Rittmeister weiter vor?“

Der alte Herr steckte zunächst die Papiere zu sich, stemmte dann den Krückstock auf den Teppich und hob sich ächzend von seinem Sitz. Als er wieder auf seinen Füßen stand, antwortete er: „Ich gebe ihm ein Stück Geld in die Hand, gerade groß genug für den Anfang drüben, und schicke ihn mit ein paar guten Empfehlungsbriefen über das große Wasser. Das war die Bedingung meines Einschreitens, und er war mit allem einverstanden, um nur aus seiner Klemme herauszukommen.“

Kitty atmete tief auf. „Das nämliche wollte ich ihm ermöglichen.“

„Dacht' ich mir,“ sagte der Alte. „Empfehle mich Ihnen schönstens, gnädige Frau.“ Er sah ihr scharf ins Gesicht, ließ den Blick an ihrer Gestalt herabgleiten und fügte langsam hinzu: „Einen schlechten Geschmack hat er nicht, der Satansjunge, aber — Pech.“

Damit drehte er sich kurz um und hinkte, auf seinen Krückstock gestützt, hinaus.

Kitty aber sank neben dem Stuhle, auf den sie sich setzen wollte, auf den Teppich nieder, die hilflose Beute eines heftigen, von Anfällen hysterischen Lachzwanges unterbrochenen Weinkrampfes. Die Aufregungen des Tages waren zu groß gewesen. Jetzt, wo das Unheil, vor dem jeder Nerv, jeder Blutstropfen in ihr gezittert hatte, vorübergezogen war, brach sie zusammen. Die dumpfen, schluchzenden Töne, die aus dem Salon hinausdrangen auf den Korridor, ließen die Gesellschafterin, die zufällig den Gang entlang kam, entsetzt hereinstürzen.

„Um Gottes willen, gnä' Frau!"

Selbst an allen Gliedern zitternd vor Aufregung, kniete sie neben Kitty nieder, stützte ihr das Haupt, lockerte ihr die Kleidung und bemühte sich, zu helfen, so gut es ging.

„Soll ich klingeln, damit um einen Doktor geschickt wird?" fragte sie endlich angstvoll.

Kitty bewegte verneinend den Kopf. „Nicht ... nicht ..." preßte sie mühsam hervor. „Ein ... ein Glas Wasser ... und ... meine Tropfen ... in meinem Schlafzimmer ... auf dem Nachttisch ... rechts ..."

Fräulein v. Puggstein stützte das Haupt der Leidenden mit einem Sofakissen und flog hinaus, um das Verlangte zu holen. Von der Dienerschaft jemand zu rufen, wagte sie nicht, dazu hatte sie Angst, Kitty lange allein zu lassen, so lief sie denn, so schnell sie konnte.

Als Kitty ein Glas Wasser, in das fünf Tropfen aus dem von der Gesellschafterin geholten Fläschchen gegossen worden waren, ausgetrunken hatte, fühlte sie sich leichter. Bald hatte sie sich so weit erholt, daß sie, von Fräulein v. Puggstein unterstützt, auf die Terrasse hinausgehen konnte, wo sie sich wieder in ihren Schaukelstuhl sinken ließ und müde die Augen schloß. Der Sonnenschein, der prall und heiß auf den Vorgarten herniederfiel und den

Rosen ganze Duftwolken entlockte, blendete sie, auch war ihr der fragende Blick unangenehm, mit dem ihre Gesellschafterin sie ansah.

Sie lag mit geschlossenen Augen, aber sie schlief nicht. Sie mußte immerzu an den Rittmeister denken, der ihr durch sein Verhalten in der Angelegenheit imponiert hatte.

Wie der leibhaftige Wahnsinn hatte er ausgesehen, hatte der böse Alte erzählt. Ob daran die Verzweiflung allein schuld war, oder ein klein wenig auch das Herzeleid, Kitty verloren zu haben? Ob er sie nicht doch geliebt hatte, sie noch liebte? Mit einer müden, von der in einem bewegten Leben erworbenen Skepsis angekränkelten und zugleich brutalen Liebe freilich ... anders konnten Menschen wie er nicht lieben. Aber Liebe war's doch, wenn sie auch vielleicht erst jetzt zum Bewußtsein ihrer selbst kam, da es ans Scheiden ging.

Auf einmal fiel Kitty ein, wie merkwürdig ähnlich doch Matthias und Mahlow einander waren. Sie stellte sich beide vor und fand immer neue Züge einer scheinbar geradezu auf Blutsverwandtschaft deutenden Aehnlichkeit zwischen dem adeligen norddeutschen Offizier und Lebemann und dem schüchternen Jungen aus der süddeutschen Steiermark. Und gleich darauf kam ihr's in den Sinn, sich das Gesicht Pepi Weinzierls, der Kinderliebe ihres Matthias, vorstellen zu wollen. Es kostete einige Mühe, aber es gelang. Und als sie das Antlitz ihrer Rivalin so recht lebendig deutlich vor sich sah, da gemahnte es sie merkwürdig an ihr eigenes Gesicht, wie sie es täglich im Spiegel erblickte. Die dunkle Haarfarbe, der Schnitt der Augen, die Linien um Wange und Mund ...

So gingen die Gedanken der Ruhenden, während in ihren erschöpften Gliedern der eben überstandene Krampf noch nachzitternd fühlbar war, lebhaft und selbständig ihren Gang, als hätte das Leiden des Leibes sie nichts

zu kümmern. Es war eine wunderliche Theorie, die sich da in Kittys Haupte schier von selbst bildete: die Natur hat nur wenige Grundtypen, nach denen sie immer wieder Menschen formt. Und die Liebe ist als ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen je zwei dieser Typen gesetzt, so daß die männlichen Vertreter des einen Grundtypus für den weiblichen des anderen in Leidenschaft entbrennen müssen, und umgekehrt. Wenn man alle Männer, welche die nämliche Frau geliebt haben, und alle Frauen, die einem Manne im Verlaufe seines Lebens gut waren, nebeneinander haben könnte, müßte sich in ihren Gesichtern mehr Aehnlichkeit finden als bei blutsverwandten Mitgliedern einer Familie.

Ueber diesem Nachsinnen schlief sie ein und träumte einen wirren Traum voll Verwandlungen, die jede Gestalt in die andere hinüberfließen ließen. Mahlow war auf einmal nicht mehr Mahlow, sondern Matthias Moosdörfer, der im Grunde doch Mahlow war, in dem aber eigentlich wieder Matthias steckte. Und sie selbst saß in Graz in der geschmacklosen guten Stube der Mama Weinzierl, stickte an einem rotgeblümten Sofakissen und dachte voll Haß an die Fremde, die ihr ihren Liebsten entführt hatte. Ganz eigentlich aber war sie doch wiederum selbst diese Fremde. Sie saß auch auf einmal gar nicht in einer niedrigen, von steifem, sorgfältig gepflegtem Hausrat unwohnlich gemachten Stube, sondern auf der Terrasse ihres vornehmen Hauses. Die Rosen dufteten zu ihr herauf, Hiesel mußte jeden Augenblick kommen, und sie sehnte sich so unendlich nach ihm.

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Wochen nach diesem an Aufregungen so reichen Tage erhielt Kitty eine Depesche. Als sie das Blatt entfaltet hatte, zuckte sie leicht zusammen. Die Unterschrift lautete Wilhelm Friedrich v. Mahlow.

Das Telegramm war aus Hamburg, eine halbe Stunde vor Abgang des Dampfers „Germania“ der Hamburg-Amerika-Linie datiert und lautete:

„Ich stehe im Begriff, die Heimat zu verlassen. In dem Augenblicke dieses großen Abschieds wird mir auf einmal zu Mut, als könnte ich nicht an Bord gehen, ohne Ihnen für alle Ihre Güte gedankt und Ihnen lebewohl gesagt zu haben. Mögen Sie glücklich sein.“

Kitty depeschierte sofort an den Freiherrn v. Mahlow, an Bord des Dampfers „Germania“ der Hamburg-Amerika-Linie, New York:

„Herzlichen Dank und Glückauf in das neue Leben.
Kitty.“

Dieser Depeschenwechsel war auf Monate hinaus das letzte äußere Ereignis von Belang.

Dreizehntes Kapitel.

So arm die nächsten sechs Monate an in die Augen fallenden Begebenheiten waren, so reich waren sie an inneren Erlebnissen. Vor allem für Matthias Moosdörfer, der in dieser kurzen Spanne Zeit zum Manne heranreifte, zu einem ein wenig ernsten und ein wenig in sich gekehrten Manne, dem aber die verborgenen Feuer, die in ihm brannten, aus den Augen hervorleuchteten.

Seine Studien förderte Matthias mit unablässigem, eisernem Fleiße und mit einem Erfolge, der seinen alten Lehrer geradezu verblüffte. Bloß mit dem Französischen wollte es nicht recht vorwärts gehen. Bettina aber, die das Bemühen Moosdörfers, sich mit den Schätzen des deutschen Schrifttums bekannt zu machen, leitete, wußte nicht genug zu rühmen, wie tief dieser frische, durch die kärgliche Nahrung, die er in der Jugendzeit erhalten

hatte, gleichsam heißhungrig gewordene Geist in die Dinge eindrang, wie rasch er sie auffaßte.

Die musikalische Begabung Moosdörfers hielt weit mehr, als selbst die hochgespannten Erwartungen des Professors sich von ihr versprochen hatten. Im Klavierspiel machte der junge Mann so rasche Fortschritte, daß Fräulein Luischen, die diese Erfolge natürlich ihren Eigenschaften als Lehrerin zuschrieb, ganz stolz wurde. Geradezu märchenhaft aber waren die Fortschritte Moosdörfers in dem wichtigsten Zweige seiner Studien, im Kunstgesange. Herr Riedel-Steinfels sah seinen Schüler manchmal förmlich betreten an, wenn diesem Uebungen, die manchen anderen gleichfalls sehr begabten Schüler des alten Herrn zur Verzweiflung gebracht hatten, ehe sie so leidlich gingen, beim zweiten oder dritten Versuche geradezu vollendet gelangen. Dabei litt Moosdörfers Stimme unter den Anstrengungen, die diese rasche Ausbildung ihr auferlegte, durchaus nicht. Sie entfaltete sich vielmehr von Tag zu Tag prächtiger und reicher.

„Es ist geradezu unheimlich," pflegte Professor Riedel-Steinfels zu sagen, wenn er von Matthias sprach. „Man kommt sich manchmal vor wie bei dem Experiment der Wunderfakire, die vor den Augen der Zuschauer aus einem Samenkorn ein Bäumchen emporwachsen machen."

Als Bettina diesen Vergleich zum erstenmal hörte, schüttelte sie nachdenklich das blonde Dichterinnenhaupt. „Das Bild stimmt nicht ganz, Papa," sagte sie. „Das Kunststück der Fakire ist ja auch erwiesenermaßen nur Taschenspielerei. Diese unerhörten Fortschritte erinnern mich vielmehr an die überaus rasche Entwickelung kranker Pflanzen, die vor den gesunden blühen und Früchte ansetzen, als beeilten sie sich, ihr Lebenswerk zu vollenden, bevor sie dem Leiden zum Opfer fallen. Auch an das beängstigend rasche körperliche Heranreifen der Menschen

könnte man dabei denken, die in den Entwickelungsjahren von einem Lungenleiden befallen werden. Schade, daß mein Roman bereits fertig ist. Ich hätte diese Beobachtungen gerne noch hineingearbeitet. Nun, thut nichts! Die Zeitungen reißen sich ja auch so um das Ding, und ein Buchverleger hat sich auch schon gemeldet."

Der ruhige Künstlerblick, mit dem das junge Mädchen die Menschen und die Dinge auffaßte und durchdrang, ohne durch persönliche Stellungnahme zu ihnen verwirrt zu werden, hatte recht gesehen. Moosdörfer war nicht glücklich. Der fieberhafte Fleiß, mit dem er seinen Studien oblag, entsprang zum guten Teil dem Bestreben, sich zu betäuben, sich nicht zur Besinnung, zum Nachdenken über sich selbst kommen zu lassen. Den Tag über unaufhörliche Beschäftigung, des Abends so abgespannt und müde sein, daß er in dem Augenblicke, da er die Bettdecke über sich zog, auch schon einschlief, das war die Lebensweise, die dem jungen Manne die erträglichste dünkte, da sie ihn den inneren Qualen, die unablässig auf ihn lauerten, um ihm in einem unbewachten Momente die Klauen in das Herz zu schlagen, am sichersten entrückte.

Sein Verhältnis zu Kitty war das sonderbarste von der Welt. Er konnte längst nicht mehr daran zweifeln, daß seine kühnsten Hoffnungen Wahrheit geworden waren, daß sie, die Schöne, Stolze, Vornehme, ihn heiß und innig liebte. Hatte sie doch dieses Jahr sogar auf ihre Sommerreise verzichtet und für die Zeit, welche alles, was zur Gesellschaft zählt, in den Bädern oder im Hochgebirge zubringt, bloß eine Villa in Wannsee gemietet, um sich nicht von ihm trennen zu müssen.

Es hatte sich als Regel herausgebildet, daß Matthias an zwei Abenden jeder Woche bei Kitty war. In diesen Stunden des Zusammenseins verkehrten die beiden miteinander wie Brautleute. Sie saßen Hand in Hand unter

den Palmen auf der Terrasse: während der Wochen, die Kitty in Wannsee wohnte, schweiften sie Arm in Arm durch den weiten Garten, der zu der Villa gehörte, oder sie traten durch das kleine Pförtchen in der Gartenmauer hinaus in den Föhrenwald und wanderten weit, weit in ihn hinein. Kitty fuhr ihrem Hiesel, wie sie ihn manchmal nannte, mit den weißen, schlanken Fingern, deren Berührung dem jungen Mann jedesmal den Atem raubte, durch das Haar, einmal hatte sie ihn sogar geküßt. Es war wie im Scherz geschehen, aber in diesem flüchtigen Kusse hatte eine Flamme gelodert, die Matthias wochenlang wie im Traum umhergehen ließ und die ganze graue Welt für seinen Blick in Morgenrot und Sonnengold tauchte.

Aber das erlösende, befreiende Wort, das Wort, das endlich Klarheit geschaffen hätte, es war immer noch nicht gesprochen. So oft es sich auch Matthias ungestüm auf die Lippen drängte, er kam nicht dazu, es zu sagen, denn jedesmal sah er die strahlenden Augen seiner Geliebten sich verdunkeln, ihr süßes Gesicht bekam einen sonderbaren, gleichsam um Schonung flehenden Ausdruck, vor dem er verstummte.

Auch geschehen war noch nichts Entscheidendes.

Wie oft hatte sich nicht die Leidenschaft in dem jungen, liebeheißen Manne riesengroß emporgebäumt, wenn er das Weib, nach dem seine Seele und alle seine Sinne lechzten, so nahe vor sich hatte, daß der Duft ihres schönen Haares ihn gleichsam einhüllte, daß die Luft, die er einatmete, ihm warm und süß schien, wie von ihrem Hauche. Wenn sie ihn dann mit einem Blicke traf, in dem ihm hinter den feuchten Schleiern einer unendlich reizvollen, schamhaften Zurückhaltung alle Feuer der Liebe und der Sehnsucht entgegenloderten, riß es ihn übermächtig hin, die holde Gestalt in seine Arme zu pressen,

dieses liebliche Antlitz, den weißen Hals, dieses duftige Haar mit wütenden Küssen zu überströmen. Aber sie entglitt ihm jedesmal. Irgend etwas geschah, ein Wort fiel, ein Blick traf ihn, und seine Kühnheit fühlte sich gelähmt.

Nicht dadurch, daß sie ihm kalt begegnete, wirkte sie so auf ihn. Er konnte niemals daran zweifeln, daß sie sich nach der leidenschaftlichen Zärtlichkeit ebenso innig sehnte wie er. Aber es war in ihrer Haltung, in ihrer Miene, in dem Klange irgend eines, an sich bedeutungslosen Wortes etwas, was ihm wie mit leiser Stimme bittend zuraunte: Nicht, Geliebter, nicht! Noch nicht! Und diesem stummen, unendlich rührenden Flehen um Schonung gegenüber sank ihm der wilde Mut; die Arme, an denen sich schon die Muskeln gestrafft hatten, die Geliebte stürmisch zu umklammern, fielen ihm schlaff hernieder.

Die junge Frau hätte, wenn man sie nach dem Grunde ihres so sonderbaren Verhaltens gefragt hätte, kaum Bescheid zu geben gewußt. Kittys Antwort wäre wahrscheinlich gewesen, daß sie ihre Verlobung mit Matthias doch nicht gut bekannt machen könne, bevor Moosdörfer durch ein erfolgreiches öffentliches Auftreten das Recht erworben habe, sich einen Künstler zu nennen. An eine Vermählung, bevor Matthias so weit war, konnte überhaupt gar nicht gedacht werden. Da das alles aber noch in so weitem Felde stand, war es nötig, die letzten Dämme der Zurückhaltung möglichst lange vor dem Durchbrochenwerden zu bewahren.

Diese Erwägung trug ganz gewiß ihr Teil dazu bei, Kitty zu ihrem Verhalten zu bestimmen. Der eigentliche Grund aber war ein anderer, tieferer, dessen sie sich selbst kaum bewußt war. Dieser Weltdame, die so lange gewohnt gewesen war, mit allerlei Feuern zu spielen, die

sich an dem einen und dem anderen auch, wenn auch nur ganz oberflächlich, versengt hatte, dünkte die zweite junge Mädchenzeit, die sie jetzt durchlebte, mit ihren holden Ahnungen und süßen Schauern viel zu wonnig, als daß sie ihr ein allzu rasches Ende hätte bereiten wollen. Sie klammerte sich an das träumerische, verschwiegen in das eigene Innere verschlossene Glück dieser Wartezeit mit allen Fasern ihres Herzens, wie in einer instinktiven Angst, daß das, was nachher käme, unmöglich ebenso schön sein könne.

Fräulein v. Puggstein, die längst dahintergekommen war, wie die Dinge zwischen Kitty und dem stimmbegabten jungen Landsmann lagen, wollte sich manchmal die Haare ausraufen vor Verzweiflung darüber, daß die Sache so gar nicht vorwärts ging. Sie that ihrerseits so viel dazu, eine raschere Entwickelung herbeizuführen, als sie irgend konnte. Wenn Moosdörfer da war, wurde sie immer bald nach seinem Erscheinen von irgend einem Geschäfte gezwungen, die beiden allein zu lassen. Bisweilen kam sie erst wieder, wenn die Zeit, zu der sich der Besuch gewohntermaßen empfahl, bereits herangerückt war. Kitty gegenüber wußte sie nicht genug von Matthias zu schwärmen, wobei sie immer wieder darauf hinwies, daß diesen über alle Maßen liebenswerten jungen Mann ein geheimes Herzeleid drücken müsse. Er sehe wie von heimlichen Gluten verbrannt aus, und seine Augen hätten manchmal einen so gequälten Ausdruck.

War sie einmal mit Moosdörfer allein, so redete sie immerfort von Kitty, von ihrer Schönheit, von ihrer edlen, allem Großen und Reinen nachstrebenden Seele. Sie fand eben wie andere einsame, fern von der Liebe alternde Mädchen eine wehmütige Wonne darin, das Glück, das ihr selbst versagt geblieben war, bei anderen als Zaungast mitanzusehen, es auch zu fördern, soweit sie es vermochte.

Für Matthias barg dieser halbe Zustand außer der ungestillten Sehnsucht nach der rückhaltlosen Zärtlichkeit Kittys noch eine andere Qual. Er ließ ihn nicht dazu kommen, mit Pepi zu brechen. Wie oft hatte er sich vorgenommen, dem armen Dinge zu schreiben, wie anders alles in ihm geworden sei, wie er ihr zwar noch von Herzen gut sei, all seine Sehnsucht aber der anderen zufliege. Dann kam aber immer die Frage: Warum heute? Warum nicht gestern und vorgestern? Was ist denn heute anders geworden als früher, daß du ihr gerade jetzt diesen Schmerz anthun müßtest? Und der Scheidebrief blieb ungeschrieben.

So schleppte sich der Briefwechsel mit der innerlich längst Aufgegebenen immer noch fort. Die Nachrichten flogen nicht allzu häufig hin und her. Die jungen Leute schrieben sich alle vierzehn Tage einmal. Es waren auch keine Liebesbriefe. Matthias schrieb von seinen Studien, von den Büchern, die er las, von den Menschen, die er kennen lernte, und Pepi hielt ihn über die kleinen Ereignisse in dem heimischen Kreise und in der Familie auf dem Laufenden. Namentlich ihre Nichte Miezl nahm einen breiten Raum in den Briefen Pepis ein. Fast jeder enthielt eine neue drollige Geschichte von dem Kinde, daran sich eine begeisterte Schilderung schloß, wie herzig das kleine Mädchen überhaupt sei. So trug der ganze Briefwechsel mehr den Charakter eines Verkehrs zwischen befreundeten Blutsverwandten als eines zwischen Liebesleuten.

Uebrigens war in die Sache ein merkwürdiger Zug gekommen. Matthias hatte einmal seine Epistel wie zum Scherz in steirischer Mundart abgefaßt, als wäre er ein Dialektdichter, der auch in seinen Briefen den Charakter seiner schriftstellerischen Thätigkeit beibehalten wollte, oder ein mit seiner alpinen Beschlagenheit kokettierender Nord-

deutscher. Dabei war es aber dann geblieben. Es war, als ob das Doppelleben, das Moosdörfer in seinem Inneren führte, sich dadurch äußerlich ausdrücken wolle, daß die eine Hälfte dieses Lebens hochdeutsch redete, die andere das heimatliche Stoansteirisch.

Die Sache wurzelte so tief, daß Moosdörfer, namentlich wenn er gerade an einem solchen Briefe schrieb, allen Ernstes das Gefühl hatte, als wäre er bloß jetzt der echte, richtige, lebendige Matthias, der andere aber, der hochdeutsch redete, wie ein vornehmer Herr einherging und die wundersamsten Dinge erlebte, der wäre nur sein Doppelgänger, ein unheimliches Gespenst, das irgendwie die Macht erlangt hätte, sich seiner Gestalt zu bedienen, von seinen Kräften zu zehren, im Grunde aber mit ihm gar nichts gemein hätte. Er mußte eben geduldig warten, bis der Spuk von ihm wich, und er wieder alleiniger Herr über seinen Leib und seine Seele war, dann kam alles das leidvolle Wirrsal von selbst wieder in Ordnung.

Ueber diesen so seltsam zwiespältigen Zuständen ging der Sommer hin. Der Herbst färbte die Blätter bunt und fegte sie dann von den Zweigen auf die Erde herab, wo sie bald darauf der Winter unter seinen weichen, weißen Schneemassen begrub.

An einem Sonntagabend im November ging Moosdörfer zu Kitty. Gewohnt, die Geliebte in dem altniederländischen Salon zu finden, an dessen Längswand die Rozmarinowskysche Madonna prangte, trat er auch heute in dieses Gemach, nachdem er Ueberrock und Hut dem Diener übergeben hatte.

Da stand Kitty vor ihm, hinreißend schön, schöner, als er sie je gesehen zu haben wähnte, und lächelte ihm grüßend entgegen.

Er konnte sich nicht mehr halten. Laut schrie er auf, verlangend, jubelnd. Ein Sprung, und er hielt die holde

Gestalt in seinen Armen, preßte seinen Mund auf die roten heißen Lippen Kittys, auf ihre Wangen, ihre Stirn, auf ihr Haar. Er drückte ihr Haupt an seine Brust und nahm es gleich darauf wieder zwischen die Handflächen, um das Gesicht der Geliebten zu sich emporzurichten und es mit einer neuen Flut von Küssen zu überströmen. Er warf sich vor Kitty nieder, umklammerte ihre Kniee und drückte sein Gesicht in die Falten ihres Kleides, um gleich wieder aufzuspringen, sie in seine Arme zu nehmen und sich mit ihr in einen der Armstühle sinken zu lassen, wo er sie auf seinen Knieen wiegte wie ein Kind.

Für die junge Frau war dieser Ueberfall überraschend gekommen. Anfangs versuchte sie auch, sich zu wehren, sich den Armen des allzu stürmischen jungen Mannes zu entwinden. Der aber merkte den Widerstand gar nicht in seiner Liebesraserei, und bald übermannte es auch sie, daß sie seine Liebkosungen glühend erwiderte, Kuß mit Kuß vergalt und auf jedes von ihm gestammelte lodernde Wort, fest an seine Brust geschmiegt, ihm die Antwort ins Ohr hauchte.

Als der erste Sturm endlich vorüber war, bettete Kitty das Haupt auf die Schulter ihres Hiesel, legte die Arme weich um seinen Nacken und flüsterte: „Du böser, böser Mensch! War es denn nicht schön so, wie es war?"

In jubelndem, siegesfrohem Tone flüsterte er zurück: „Du mein süßes, thörichtes Lieb — — ist es denn nicht viel schöner so?"

Ihre Arme preßten sich enger um seinen Nacken, ihre Wange inniger an seine Brust. „Ja, mein Hiesel, ja! Aber wir dürfen es ja den Leuten noch nicht sagen."

„Dann behalten wir unser Glück eben noch für uns, meine Kitty."

„Aber nach diesem Abend dürfen wir uns nur noch

vor Zeugen sehen, das siehst du doch ein, Hiesel? Und ist es darum nicht schade?"

Er küßte sie auf das wellige Haar. Dann antwortete er ernst: „Ich verstehe jetzt, was du meinst. Das ist freilich ein Opfer. Aber für mich wird es aufgewogen durch die Gewißheit, die ich endlich habe, endlich, endlich!"

Sie hob den Kopf und sah ihm tief in die Augen. Dann sagte sie mit hinreißendem Lächeln: „Jetzt erst hast du diese Gewißheit?"

Er streichelte leise ihre Wange. „Nein, mein Herzensschatz, ich habe sie schon früher gehabt. Aber nur manchmal. Und dann manchmal wieder nicht."

Ihr sonniges Antlitz verdüsterte sich. „Aber Liebling!" sagte sie betroffen. „Manchmal wieder nicht? Ja, hast du denn ... bei dem allem, was zwischen uns war, manchmal wieder nicht? Hast du vielleicht den bösen Menschen geglaubt, die mir nachsagen, ich wäre herzlos und kokett? Meintest du, ich spielte bloß mit dir?"

„Aber Kitty! Um Gottes willen —!"

Er küßte sie auf den schmerzlich zuckenden Mund, als wolle er sie um Verzeihung bitten. Dann sagte er zärtlich: „So war's nicht gemeint, Herz! Aber schau, Kitty, wenn du dir eine schöne, stolze Königin vorstellst, die sich in Liebe zu einem armen und geringen Burschen neigt, zu einem ihrer Hirten oder ihrer Jäger, wie das in den Kindermärchen so oft vorkommt — meinst du dann nicht, Kitty, daß der arme Bursch immer wieder zaghaft werden und zweifeln muß an seinem Glück, bis sie's ihm nicht ganz und ehrlich gesagt und gezeigt hat? All die Freundlichkeiten, die ein stolzer Ritter ohne Zögern für Liebeszeichen nehmen darf, können ihm nicht genug sein, denn er muß ja immer wieder daran irre werden, ob er dieses Wort, jenen Blick oder Händedruck auch

richtig ausgelegt hat, da sie doch ein Königskind ist und er so arm und gering."

Sie wand sich aus seinen Armen, erhob sich und trat neben den Armstuhl. So von der Seite sich über ihn herabneigend, küßte sie ihn innig.

„Mit solchen Grillen hat sich mein armer Junge gequält?" fragte sie dann zärtlich. „Komm, ich will dich noch einmal küssen — — und noch einmal — — und wieder — — damit du's auch ganz, ganz, ganz gewiß weißt. — Jetzt aber ist es genug, Hiesel. Wir wollen hinübergehen zu unserer guten Puggstein, die drüben im Musikzimmer sitzt und so leise Klavier spielt, daß man es hier kaum noch hört."

Matthias stand auf. Sowie er aber auf den Füßen stand, schwankte er. „Jetzt, was ist denn das?" fragte er verdutzt. „Ich bin ja ordentlich schwindlig. Wie von schwerem Wein benebelt."

Sie hatte seinen Arm ergriffen, an den sie sich zärtlich anschmiegte. „Siehst du, du Wilder!" lachte sie leise. „Das kommt von dem stürmischen Wesen. Komm nur mit. Das Fräulein v. Puggstein wird dich schon wieder nüchtern machen."

An der Thür des Musikzimmers, durch die im leisesten Pianissimo angeschlagene Klavierakkorde gedämpft herausklangen, ließ Kitty Moosdörfers Arm los und trat als erste ein.

Wenn sie gemeint hatte, das Fräulein damit zu verhindern, daß sie errate, was geschehen war, so hatte sie sich eben geirrt. Die Gesellschafterin reckte das dünne Hälschen wie ein neugieriger Vogel, sie umfaßte Kitty und den hinter ihr eintretenden Matthias mit einem einzigen fragenden Blick, sprang auf und flog den beiden entgegen.

„Gnädige Frau ... Herr Moosdörfer! Ich wünsch'

auch Glück! Herzlich, herzlich Glück! Ich hab' ja g'wußt, daß es endlich kommen wird!"

Matthias schüttelte in seiner freudigen Erregung das zarte, magere Händchen, das sich ihm entgegenstreckte, so derb, als wolle er es aus dem Gelenke reißen.

Kitty umarmte das Fräulein gerührt und sagte: „Wir danken beide herzlichst, liebes Fräulein. Aber Sie müssen ganz verschwiegen sein! Außer Ihnen und dem Professor erfährt jetzt noch niemand die Neuigkeit."

Das Nonnengesichtchen strahlte vor Entzücken. Wie romantisch! Eine heimliche Verlobung, um die sie allein wissen sollte. „Ich versteh'!" rief sie freudig. „An dem Abend, an dem Herr Moosdörfer zum erstenmal aufgetreten ist und einen Riesenerfolg gehabt hat, an dem Abend werden die Karten ausgeschickt, nit wahr? Wie wunderschön! So poetisch! Die echte Künstlerliebe!"

Die freudige Aufregung der Dame äußerte sich in solch komischem Hin- und Hertrippeln, in einem so merkwürdigen Durcheinanderpurzeln der Worte, die sie hervorsprudelte, daß Kitty bei aller ihrer Gemütsbewegung und trotz der Mühe, die sie sich gab, um ernst zu bleiben und das gutmütige Persönchen nicht zu verletzen, schließlich hell herauslachen mußte. Fräulein v. Puggstein guckte erst etwas verdutzt. Dann lachte sie mit, wenn auch etwas verschämt. Gleich darauf war sie wieder wie früher. Sie packte Matthias am Aermel und zerrte ihn zum Klavier.

„Kommen Sie! Kommen Sie! Jetzt müssen S' uns die Müllerlieder singen. Ich begleit' Sie."

Sie zerrte aus dem Stapel Noten, der auf einem Bänkchen neben dem Klavier aufgehäuft war, das Schubertalbum hervor und schlug es aufs Geratewohl auf. Matthias warf einen Blick auf die aufgeschlagene Seite und las unter der ersten Notenzeile die Worte:

„Ich hört' ein Bächlein rauschen . . ."

Es war das nämliche Lied, das er in Graz gesungen hatte, als Professor Riedel-Steinfels in der Wohnung Kittys im Hotel Daniel ihn Probe singen ließ.

Dieser Zufall, der eine solche Fülle von Erinnerungen heraufbeschwor, berührte ihn wie der Finger einer höheren Macht, die alles in seinem Leben lenkte. Er warf Kitty, die sich in eine Ecke des türkischen Diwans, der im Zimmer stand, gekauert hatte, um zuzuhören, einen innigen Blick zu und begann zu singen.

Er hatte in einem Zuge etwa fünf oder sechs dieser köstlichen Lieder gesungen, die in ihrer unergründlichen Innigkeit alles, was in Freude und Leid ein liebendes Herz bewegen kann, anklingen und ausklingen lassen, als er eine Hand auf seinem Arme fühlte.

Er brach jäh ab und sah sich um. Da stand seine Braut neben ihm. In den langen, dunklen Wimpern hingen ihr die Thränen.

„Kitty!“ rief der Sänger erschrocken. „Um Gottes willen, ist dir etwas?“

Durch die Thränen hindurch lächelnd, schüttelte sie verneinend den Kopf. „Nichts, Liebster, nichts! Aber du mußt jetzt aufhören. Mir ist, als sängest du mir das Herz aus dem Leibe heraus. So wie du jetzt hat vielleicht noch niemand diese Lieder gesungen, seit sie geschrieben sind.“

Moosdörfer zog den Arm Kittys durch den seinen, umschloß ihre Hand mit seinen Fingern und begann mit der aufgeregten jungen Frau langsam auf dem Teppich hin und her zu gehen, wie um sie zu beruhigen.

Fräulein v. Puggstein guckte den beiden einen Augenblick nachdenklich zu, dann stand sie von ihrem Sitz vor dem Flügel auf und glitt leise hinaus. Sowie sie verschwunden war, fiel sich das Liebespaar in die Arme und tauschte einen langen und innigen Kuß. Dann gingen

sie wieder langsam auf und nieder, Arm in Arm, Seite an Seite geschmiegt, dem unendlich tiefen Glück der gesegneten Stunde in traumhaftem Schweigen hingegeben ...

Nach irgend einer Zeit — weder Kitty noch Matthias hätten sagen können, ob ihnen eine Stunde oder bloß Minuten so verstrichen seien — klopfte es leise.

„Nur herein, Fräulein!“ rief Kitty lächelnd.

Die Gesellschafterin öffnete die Thür und bat die Herrschaften mit zierlichem Knicks zu Tische.

Als Kitty in das Speisezimmer trat, in dem das von geschliffenen Birnen gedämpfte elektrische Licht auf den festlich gedeckten Tisch herabstrahlte, stieß sie einen leisen Ausruf des Erstaunens aus. Der weiße Damast des Tischtuchs, Krystall und Silber verschwanden fast unter dem glühenden Tiefdunkelrot der prachtvollen Rosen, mit denen die kleine Tafel bedeckt war.

„Wie wunderschön! Wo haben Sie nur die Rosen so in aller Eile hergenommen, Fräulein? Jetzt, im November! Und ist das nicht ein bißchen unvorsichtig, Beste? Die Dienerschaft wird etwas merken.“

Fräulein v. Puggstein verneinte mit einer Miene, der man ansah, wie stolz die Gute auf ihre Erfindungsgabe war. „Dagegen ist vorgesorgt, gnädige Frau. Ich habe ihnen gesagt, Herr Moosdörfer hätte seinen Geburtstag.“

Der Diener brachte die wenigen Schüsseln, die es gab, und zog sich dann sofort zurück. Die Gesellschafterin hatte das so angeordnet, um den Liebenden für diesen Abend den Zwang, den sie sich vor dem servierenden Lakaien hätten anthun müssen, zu ersparen.

Als Moosdörfer die Flasche Champagner, die in silbernem Kübel zu seiner Rechten aufgepflanzt war, geöffnet hatte, und der edle Wein in den Kelchen schäumte, ergriff die Gesellschafterin als erste den ihrigen, streckte

ihn den Verlobten entgegen, um mit ihnen anzustoßen, und sagte dabei enthusiastisch: „Was wir lieben!"

Der geistreichste Tafelredner der Erde, der ja irgendwo irgendwann gelebt haben muß, wenn man auch seinen Namen nicht kennt, hat mit seinem sprühendsten, formvollendetsten Trinkspruch gewiß keine so durchschlagende Wirkung erzielt wie Fräulein v. Puggstein mit diesen drei kurzen, fürchterlich verbrauchten Worten. Wie innig beglückt die beiden, denen der Toast galt, sich anlächelten, wie dankbar sie dem Fräulein zunickten, wie begeistert sie Bescheid tranken! Als die Kelche dann auf den Vorschlag des Fräuleins, das sich in bedeutungsvoller Symbolik heute förmlich badete und in diesem Bade schwelgte, zu Boden geworfen wurden, daß sie zersprangen, dachte Kitty unwillkürlich daran, wie lächerlich sie solches kindische Gehaben noch vor einem Jahre gefunden hätte. Und heute beteiligte sie sich selber eifrig daran und fand es schön, sinnreich und erhaben. Welcher Unterschied zwischen der Kitty von heute und der Kitty von damals! Sie war wieder jung geworden, nachdem sie schon so alt und skeptisch gewesen war. Dieses Gefühl beseligte sie so sehr, daß sie ihren Hiesel umarmte und küßte, vor den jungfräulichen Augen der Gesellschafterin, die den Blick verwirrt blinzelnd zur Seite wandte, ein wenig errötete und einen kleinen, beklommenen, sehnsuchtszitternden Seufzer nicht unterdrücken konnte.

Sowie die Mahlzeit beendet war, verschwand Fräulein v. Puggstein wieder mit großer Behendigkeit. Kitty und Matthias kehrten in den altniederländischen Salon zurück, setzten sich Hand in Hand auf den Diwan und begannen Zukunftspläne zu schmieden.

Das, was zunächst zu geschehen hatte, ordnete die junge Frau ziemlich eigenmächtig an.

„Wie schon gesagt, Liebster," sprach Kitty in dem

Tone eines Feldherrn, der für die morgige Schlacht die Disposition entwirft, „braucht außer unserer guten Puggstein vorläufig niemand von der Sache zu wissen als Riedel-Steinfels. Und ihm mußt du einen heiligen Eid abnehmen, daß er seinen Damen gegenüber schweigen will. Ich achte die Frau Professor als eine kreuzbrave, hochintelligente Dame, Bettina halte ich für ein großes Talent, wenn nicht gar für ein Genie, aber um eine Verlobung wissen, noch dazu um eine so sensationelle, und reinen Mund halten — das traue ich ihnen beiden nicht zu."

„Wenn man ein Weiberfeind werden will," warf Moosdörfer neckend ein, „braucht man nur anzuhören, was Frauen über die Frauen sagen."

Aus ihren Augen blitzte es schalkhaft zu ihm hinüber. „Ein geistreiches Rezept!" sagte sie spottend. „Nur schade, daß du selbst keine Wirkung davon erfahren kannst, mein lieber Hiesel."

„Warum?"

„Wer so wild und leidenschaftlich —"

Es gab eine kleine Unterbrechung des Gespräches, nach der Frau Kitty erst ein paarmal tief Atem holen und sich mit ein wenig zitternden Fingern das Haar aus der Stirn streichen mußte, ehe sie fortfahren konnte.

„Darum ist es unbedingt nötig, daß du von dort ausziehst. Du bist ja auch jetzt kein weltfremder Kleinstädter mehr, der in unserem Sündenbabel des Familienanschlusses dringend bedarf, um gegen den Mißbrauch seiner Unerfahrenheit halbwegs geschützt zu sein. Du nimmst dir also irgendwo auf halbem Wege zwischen mir und dem Konservatorium eine Garçonwohnung, zwei, drei möblierte Zimmer. Es wird nicht zu vermeiden sein, daß ich dir jetzt fast täglich schreibe oder einen Boten zu dir schicke. Da würden die Riedel-Steinfelsschen Damen, wenn du bei ihnen im Hause wohntest, gar bald alles heraushaben."

„Wenn der alte Herr nur nicht auch schwatzt," meinte Matthias zweifelnden Tones.

„Das mußt du ihm eben so dringend als nur möglich ans Herz legen. Am besten wär's ja, auch ihm nichts zu sagen. Aber wir brauchen ihn. Die Dinge, die deinem ersten öffentlichen Auftreten nun einmal vorausgehen müssen, müssen jetzt doch energisch betrieben werden. Das muß er und da Mara besorgen."

„Wie lange kann das denn dauern?" fragte Matthias in dem Tone ungeduldigster Erwartung.

Kitty hob die runden Schultern. „Das weiß ich auch nicht so genau, Liebling," antwortete sie. „Es hängt wohl auch viel von einer günstigen Gelegenheit ab. Ich möchte, daß du dich zuerst als Lieder- und Balladensänger der Welt vorstellst. Dafür wäre nun das beste das große Konzert, das alle Jahre im Februar zum Vorteil der Pensionsanstalten der Schriftsteller und der bildenden Künstler stattfindet. Das ist eine Veranstaltung allerersten Ranges. Alle Welt geht hin, sogar der Kaiser bisweilen, und die Zeitungen bringen lange Berichte in ernstem und würdigem Tone; weil selbst der schnodderigste Witzbold unter den Herren Kritikern sich bei dieser Gelegenheit die Kalauer verkneift. Wenn da Mara das durchsetzen kann —"

„Bis dahin sind es aber noch drei Monate!" sagte Moosdörfer trübe.

Kitty schmiegte sich zärtlich an ihn. Seine Ungeduld beglückte sie, und zugleich that er ihr so leid. „Siehst du, wie schwer dir's wird? Jetzt schon! Darum habe ich ja das, was heute war, so lange hinausgezögert und hätte dich gern noch länger hingehalten, um diese Zwischenzeit auf möglichst wenige Wochen zusammenzudrängen. Aber du —"

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der den schmollen-

den Ton ihrer Stimme in der holdseligsten Weise Lügen strafte.

Dann sprach sie tröstend weiter: „Du mußt das mit dem seltenen Zusammensein übrigens nicht so wörtlich nehmen, Hiesel. Ich bin doch schließlich keine Puppenhätschlerin mehr, sondern eine erfahrene Frau, die weiß, was sie will und darf. Und dann haben wir ja auch unsere Puggstein. Ist sie nicht ein reizendes Wesen, Hiesel? Wie rührend und drollig zugleich sie heute war, die Arme!"

Das Gespräch verlor sich in eine jener zärtlichen Plaudereien, die sich wie absichtlich auf die unbedeutendsten Gesprächsstoffe beschränken, als wollten die zwei glücklichen Menschen, die auf solche Art miteinander reden, es vermeiden, daß ihnen durch den Anteil, den sie an einem Gegenstande von größerer Wichtigkeit nehmen würden, die Wonne des Beisammenseins und Zusammengehörens weniger innig zum Bewußtsein käme.

Endlich gesellte sich Fräulein v. Puggstein wieder zu dem Paare. Mit der naiven Unhöflichkeit der Liebenden, die es ganz natürlich findet, es einem dritten zu zeigen, daß er den Störenfried spielt, nahm Moosdörfer bald darauf Abschied.

Mit raschen Schritten, von dem Glücksgefühl, das ihm die Brust schwellte, gleichsam getragen, eilte er mit elastisch federnden Schritten dahin.

„Kitty!" jubelte es immerzu in ihm. „Kitty! — Kitty! Süße, goldene Kitty!"

In selige Gedanken gleichsam eingehüllt, schritt er durch die stillen, wie verträumt daliegenden Villenstraßen, die vom Tiergarten und dem an ihn angrenzenden vornehmsten Westen hinüberleiten in den lebhafteren Geschäftsteil des Stadtviertels, der dem Zuge der großen Verkehrsader der Potsdamer Straße zu beiden Seiten

folgt. In selige Gedanken versunken überschritt er die Corneliusbrücke, die als ein Kreisbogen von mäßiger Krümmung die dunkle, stille Flut der Spree überspannt.

Als er die Brücke hinter sich hatte und von der anderen Seite, dem Schöneberger Ufer, über die Böschung hinab nach dem Wasser blickte, aus dessen schwarzer Tiefe die Spiegelungen der Glühlichter an der Straße wie versunkene weiße Flammen heraufglühten, sah er plötzlich wie eine Vision eine kindlich schlanke Gestalt vor sich. Ein zartes, liebliches Mädchengesicht blickte ihn schmerzlich an; in den großen Blauaugen hingen die Thränen, um das traurige Gesicht flatterte das dunkle Seidenhaar, wie in der Verzweiflung zerwühlt.

Pepi!

Wie der Stich einer spitzen, glühenden Klinge ging es ihm durch das Herz.

Die Arme, Arme! Was sein Glück war, wurde ihr schweres Herzeleid. Sie hatte ihn ja so lieb gehabt, so über alle Maßen lieb!

Lange stand der junge Mann am Ufer der Spree neben dem hohen gußeisernen Kandelaber der Corneliusbrücke und starrte gesenkten Hauptes hinab in das dunkle Wasser. Als er sich endlich seufzend aufraffte, um seinen Weg fortzusetzen, waren seine Schritte nicht mehr so leicht und schwebend, als würde er von dem Hochgefühl in seiner Brust über die Erde hingetragen. Sie waren schwer und schleppend wie die eines Lastträgers, der von der wuchtenden Bürde auf seinem Nacken fast zu Boden gedrückt wird.

Endlich nahm er sich trotzig zusammen.

Was fruchtete das Grübeln! Trug er die Schuld daran, daß in dieser armen engen Welt nun einmal des einen Lust des anderen Leid sein mußte? Und wenn er sich dem armen Mädel in Graz gegenüber zehnmal eine

Schuld vorzuwerfen gehabt hätte, jetzt gab es kein Zurück mehr. Vorwärts mußte er, ging er auch über so ein armes Herz hinweg, der Weg, der ihm nun einmal vorgezeichnet war.

Es gelang ihm, die fürchterliche Niedergeschlagenheit, das entsetzliche Grauen vor einem drohenden Unheil zu überwinden, das ihn vorhin überfallen hatte, als ihm seine aufgeregte Phantasie so plötzlich das Bild Pepis vorgespiegelt hatte. Aber zu der früheren hohen Stimmung kam er nicht mehr. Sein Gesicht war ziemlich ernst, als er zu Riedel-Steinfels, der noch lesend und rauchend in seinem Zimmer bei der Lampe saß, eintrat und seinem alten Lehrer mitteilte, daß er sich soeben mit Kitty Bothe verlobt habe.

Dem Professor fiel bei der Nachricht die Zigarre aus der Hand.

„Der Stengel fällt von mir — ich fall' vom Stengel," witzelte er, halb ohne zu wissen, was er sagte. Dann kam auf einmal wieder Leben in sein vor Erstaunen gleichsam starr gewordenes Gesicht. Er faßte Matthias an beiden Schultern, schüttelte ihn und schrie wie besessen: „Aber das ist ja — wunderschön! ... Wun—der—schö—ön! Ich will nur gleich meine Frau und die Kinder — —"

Nun faßte der Schüler den Lehrer an den Schultern, um ihn am Davonspringen zu verhindern. „Herr Professor, schreien Sie doch um Gottes willen nicht so! Es soll's ja noch niemand wissen als Sie!"

„Aber meine Frau ...!"

„Die auch nicht. Das hat mir die gnädige Fr ... das hat mir meine Braut noch besonders ans Herz gelegt."

Der alte Herr strich sich mit resignierter Miene den langen grauen Bart. „Hm ... ja ... das ist wahr. Die Weiber können den Mund nicht halten, in solchen

Sachen schon gar nicht. Schade! Hätte die gute Rike Augen gemacht! Augen ...! Nun, die wird sie eben später machen. Also vorläufig bloß meinen aller-, allerherzlichsten Glückwunsch, Sie Tausendsassa!"

Er schüttelte Moosdörfer immer wieder äußerst nachdrücklich die Hände.

„Jetzt soll's aber wohl bald losgehen?" fragte er dann. „Hinaus auf die Bretter, wie?"

Matthias teilte ihm Kittys Wunsch mit, sein erstes Debüt im Konzertsaale und zwar womöglich bei dem großen Konzert im Februar sich vollziehen zu lassen.

„Ausgezeichnet!" sagte der Professor, indem er beifällig mit dem Haupte nickte. „Werde gleich morgen mit da Mara reden. Ein ausgezeichneter Einfall! Ein amerikanischer Manager könnte von ihr lernen, von dieser verteufelten kleinen Frau — Pardon, mein Lieber! Von Ihrer Braut."

Er guckte Matthias schalkhaft an. Darüber wurde seine Miene aber plötzlich ernst.

„Menschenskind!" brauste er beinahe zornig auf. „Was machen denn Sie für ein Leichenbittergesicht zu dem allem? Sie müßten ja lachen, jubeln, springen, tanzen vor närrischer Glückseligkeit!"

Matthias zwang sich zu einem matten Lächeln. „Ich bin ja glücklich ... so glücklich! Nur etwas abgespannt."

Der Alte nickte besänftigt. „Kann ich mir denken. Das ist die Reaktion jetzt. Nun — gehen Sie zu Bett und schlafen Sie wohl. Und nochmals Heil! Hurra! Heilô!"

Matthias ging, aber nicht zu Bett. In seiner Stube brannte bis ins späte Morgengrauen hinein die Lampe, bei deren Schein er seinem Vormund, dem Vater Pepis, einen langen, langen Brief schrieb.

Vierzehntes Kapitel.

In der einfachen, aber gemütlichen Eßstube des Weinzierlschen Hauses in Graz, wo die Familie um den Mittagstisch versammelt saß, sah alles noch genau so aus wie früher, als Matthias noch in dieser Tafelrunde seinen Platz hatte. Ganz fehlte er sogar heute nicht, obwohl auf seinem Stuhle ein anderer saß, ein schüchtern blickender, hagerer Gesell mit dem echten, schneiderzunftgemäßen Knebelbärtchen. Es wurde nämlich von ihm gesprochen.

Angeschnitten hatte das Thema natürlich wieder Meister Weinzierl. Der begann immer von Matthias zu reden, wenn ihm besonders wohl zu Mut war. Und heute fühlte sich der Wackere so recht behaglich. Draußen stürmte es gehörig und warf mit jedem Windstoße kleine Karrenladungen weichen, lockeren Schnees gegen die Fensterscheiben, so daß man recht inne wurde, wie behaglich warm es hier drinnen war, wo der alte grüne Kachelofen seine Schuldigkeit that und eine ganz beträchtliche Hitze von sich strahlte. Dazu war das Mittagessen wieder einmal ausgezeichnet. Mutter Weinzierl kochte zwar immer gut, allein manchmal gelingt es einer tüchtigen Hausfrau wohl, sich selber noch um einiges zu übertreffen. Schon die Suppe war so vorzüglich gewesen, daß der Kaiser in seinem Schlosse zu Wien sie nicht besser vorgesetzt bekommen konnte. Das „Geselchte“ war zartrosig von Farbe und mürbe unter den Zähnen, dazu geradezu himmlisch von Geschmack, mit einem Worte, es war das ideale Rauchfleisch, aus den Rippenteilen eines idealen, nicht um „ein Alzerl“, wie die Oesterreicher für „ein bißchen“ sagen, zu fetten oder zu mageren Schweines gewonnen, in einem idealen, nicht zu matten und nicht zu brenzlichen Rauche „geselcht“ und nicht um eine Minute mehr oder weniger, als eben nötig war, gesotten. Das Sauerkraut dazu war einfach voll-

endet, nicht zu hart und nicht zu weich, und so würzig von Geschmack, wie ... wie ... nun eben wie ein richtiges steirisches Sauerkraut.

Die Knödel, die zu diesen beiden guten Dingen als drittes gehörten, um das Leibgericht des Hausherrn vollständig zu machen, hatten allerdings gefehlt. Dafür aber sollten sie noch kommen, und zwar in einer Form, wie der Herr Weinzierl sie fast noch lieber aß als zum Geselchten, nämlich als Knödel mit Zwetschgenröster, hochdeutsch gesprochen Klöße mit gekochten Backpflaumen. Dieses Schlußgericht versprach die Krone des Mahles zu werden.

Denn als Mutter Weinzierl auf die besorgte Frage ihres Eheherrn, wo denn die Knödel geblieben seien, die zu diesem Essen doch von Rechts wegen gehörten, verkündigt hatte, was da noch kommen sollte, hatte sie hinzugefügt: „Du, Alter, i glaub', sie sind mir heut' g'raten.“

Wenn aber Mutter Weinzierl, die sich lieber von anderen loben ließ, als daß sie das selbst besorgte, etwas derartiges äußerte, konnte man sich auf Großes gefaßt machen.

Unter der Einwirkung der behaglichen Stimmung, die aus dem allem entsprang, empfand also Meister Weinzierl die innere Nötigung, von seinem Stolz zu reden, der bald auch der Stolz der ganzen, durch ihn in die Achtung der Welt gehobenen Schneiderzunft werden mußte, von Matthias. Gerade in dem Augenblicke, als Marie zur Thür hereinkam, auf einem großen Servierbrett die Knödelschüssel und den Napf mit dem Zwetschgenröster vor sich her tragend, und von diesem Servierbrett zwei gar liebliche Düftlein zu Meister Weinzierls Nase herüberwehten, die sie mit behaglichem Schnuppern einsog, gerade in diesem Augenblicke also wiegte der Meister das Roseggerhaupt und sagte langsam und träumerisch: „Unser Matthias is ja ein feiner Herr wor'n und wird ein großer Herr werd'n, der mit Fürsten und Grafen speisen thut. Aber wann

er auch zum Kaiser von Japan zum Dineh g'laden wird und Fasanen und Austern und indische Vogelnester auf ein'n goldenen Teller zu schnabulieren kriegt, wann ihm dabei dein G'selcht's mit Kraut einfallt, Mutter, i glaub', er kriegt 's Heimweh danach."

Das behäbige, gutmütige Gesicht der Hausfrau überzog sich mit freudiger Röte bei diesem Lob. Antworten aber konnte sie nicht, denn die kleine Miezl, die mit am Tische saß, und dadurch, daß sie erheblich gewachsen war, ganz allein von den Menschen und Dingen in der Stube ein Maß dafür gab, wie lange Matthias schon fort war, fiel mit hellem Kinderstimmchen ein: „Wann tommt er denn wieder, der Matthias, und b'ingt mir recht was Schönes mit?"

„Aufs Fruahjahr, Herzerl," beruhigte sie der Großvater, „wann der Holler hint' im Garten wieder blüht, weißt, Miezl, der schöne Holler, dann wird er wohl kommen, der Matthias. Und mitbringen wird er dir g'wiß was. Derweil laßt er di' jed'smal schön grüßen, wann er schreibt, und fragt immer, ob's d' auch recht brav bist."

Die Kleine steckte das Zeigefingerchen in den Mund, das gehörte bei ihr zum Nachdenken, und zerbrach sich sichtlich den Kopf über irgend etwas. Auf einmal fing sie wieder an: „Doßvatter!"

„Ja, Herzerl?"

„Warum sch'eibt er denn immer nur der Pepi-Taut', der Matthias?"

Das war nun in Anbetracht des Umstandes, daß die Beziehungen zwischen der Pepi-Tante und dem fernen Matthias Geheimnis bleiben sollten, eine recht verfängliche Frage. Saßen doch der Jüngling mit dem Spitzbart und Karl, der vor kurzem Gehilfe geworden war und sich auch gerne einen Spitzbart hätte stehen lassen, wenn die sakrischen Haare dazu nur hätten wachsen wollen, mit bei Tisch.

Diese beiden konnten durch die kindliche Frage leicht zum Nachdenken über eine Thatsache gebracht werden, die sie bisher stumpfsinnig und arglos nicht einmal bemerkt hatten.

Das Ehepaar und die beiden Töchter des Hauses wechselten daher einen Blick, bei dem Pepi, die ein wenig schmalere Wangen hatte und viel ernster aussah als vor einem halben Jahre, dadurch aber nur noch hübscher geworden war, ein wenig errötete.

Dann antwortete der Großvater in etwas rauherem Tone, als er sonst zu seiner Enkelin sprach: „Kleine Kinder sollen nit all's bereden, Miezl! Der Matthias schreibt an die Pepi, weil die zwei halt immer miteinander g'spielt hab'n, schon, wie die Pepi-Tant' ein so ein kleinwinzig's Dirndel g'wesen is wie du jetzt'n. Und die Pepi giebt den Brief nachher mir z' lesen, und der Großmutter, und deiner Mutter, das is nachher grad so, als wann der Matthias jedem von uns g'schrieben hätt'. Nur 's Papier hat er sich g'spart und die Briefmarken, und die Zeit, was das Schreiben braucht. Denn weißt, Miezl, Zeit hat er halt gar so wenig, der Matthias, no' viel weniger als wie der Großvater."

„Macht er denn auch Röck' und Hosen für d' Leut'?" fragte Miezl naiv, da sie nicht begriff, wie man keine Zeit haben könne, außer, wenn man eben Röcke und so weiter verfertigte, wie der Großpapa.

Weinzierl nickte triumphierend. Der Roseggerblick durch die Brille hatte etwas Entzücktes und Begeistertes, als der alte Herr erwiderte: „Hat er g'macht, Herzerl, hat er g'macht! Aber jetzt nimmer. Jetzt'n wird ganz was Großes und Berühmtes aus ihm, wohl. Aber das verstehst no' nit."

Inzwischen war die Schüssel mit den Klößen leer geworden, in dem Pflaumennapf sah man den weiß glasierten Boden, auf den die Spuren des sorgsam herausgewischten

roten Fruchtbreis ein hübsches Muster von konzentrischen Kreisen gezeichnet hatten. Miezl war aufgefordert worden, das Tischgebet herzusagen, als es an die Thür klopfte.

„Herein!“ rief der Hausherr.

Durch die Spalte der nur zu einem Viertel sich öffnenden Thür schob sich das bartstoppelige, von der Dienstmütze gekrönte Gesicht des alten Briefträgers herein. Gleich darauf erschien auch die rechte Hand des Mannes mit einem Briefe. Mit der Linken hielt er sich in seiner vorgeneigten Stellung am Thürpfosten fest, um die Beine mit den von Schneewasser triefenden Stiefeln draußen auf der Thürstufe lassen zu können und der Hausfrau die blanke Diele nicht zu besudeln.

„Ein' Brief hätt' i da von dem Herrn Opernsänger aus Berlin,“ sagte der Alte, der alle Familienangelegenheiten seines Bestellbezirkes kannte und überall dreinredete. „Dasmal is er aber nit an d' Fräulein Pepi, sondern an 'n Herrn Meister selber.“

Ein wenig unwirsch über dieses neuerliche Zur-Sprache-kommen der Thatsache, daß Moosdörfers Briefe sonst immer an Pepi adressiert waren, nahm Weinzierl dem Alten das Schreiben ab. Der Kopf mit der Dienstmütze verschwand, die Thür schloß sich, und der Hausherr beäugelte nachdenklich durch die Brille seinen Brief.

„Wird halt was G'schäftlich's sein, Vormundschafts-g'schichten oder so,“ meinte er, indem er das dicke Schreiben auf der Handfläche wog.

Er riß den Umschlag auf, zog die drei Briefbogen heraus, die er enthielt, und begann zu lesen. Auf einmal wurde seine Miene, die bisher nur neugierig gewesen war, ernst und gespannt; irgend etwas vor sich hin murmelnd, ging er auf die Thür zu, die in sein und seiner Frau Schlafzimmer führte, und verschwand hinter ihr. Drinnen hörte man den Nachtriegel vorschieben.

Die drei Frauen sahen sich mit Mienen an, in denen die Angst, die dieses merkwürdige Verhalten in ihnen hervorrief, deutlich zu lesen war. Auch die beiden jungen Männer schienen zu fühlen, daß irgend etwas in der Luft lag, was die Anwesenheit fremder Zeugen überflüssig machte. Mit einem Lächeln, das die Unbefangenheit von Leuten heucheln wollte, die aber schon gar nichts gemerkt haben, das jedoch einen ganz schrecklich hilflosen und verlegenen Ausdruck hatte, schoben sich die beiden ein wenig linkischen Gesellen aus der Thür.

Die Mutter und Marie begannen nun in aufgeregtem Flüstern die Frage zu erörtern, was der schreckliche Brief wohl enthalten könnte. Pepi beteiligte sich nicht an diesem Gespräch. Ein wenig vornüber geneigt saß sie und blickte, ohne sich zu regen, auf ihre im Schoße gekreuzten Hände herab. In dieser Haltung erinnerte sie an eine arme, kleine, geängstigte Lerche, die sich vor dem Habicht, der auf sie herabstoßen will, in eine Ackerfurche duckt. Das Kind endlich stand, das Zeigefingerchen im Munde, mitten im Zimmer und ließ den verwunderten Blick seiner großen, fragenden Augen von der Mutter zur Großmutter, von der Großmutter zur Tante und von dieser wieder zurück zur Mutter wandern.

Endlich wurde drüben im Nebenzimmer der Riegel zurückgezogen. Alle drei sprangen auf. Die Thür öffnete sich aber nur ganz wenig, und Weinzierl blieb hinter ihr stehen, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte.

In gedämpftem Tone, dem man es anhörte, daß sich der alte Mann gewaltsam zusammennahm, klang es durch die Thürspalte: „Mutter, komm einmal 'rein!“

Die alte Frau that einen förmlichen Satz auf die Thür zu, hinter der sie verschwand, die beiden Töchter sanken wieder auf ihre Sessel zurück. Marie zog ihr Kind an

sich und streichelte ihm die blonden Löckchen, Pepi hatte ihre vorige Stellung wieder angenommen.

Jetzt hörte man die beiden alten Leute im Nebenzimmer lebhaft miteinander reden, ohne daß man verstehen konnte, was. Die Mutter schien sehr aufgeregt. Man hörte es ihrer Stimme an, daß ihr die Thränen im Halse saßen, der Vater suchte sie offenbar zu beruhigen. Aber auch sein Gemurmel hatte einen so traurigen Klang.

Schließlich verstummte das Murmeln drinnen. Müde, zögernde Schritte, die Schritte der alten Frau, näherten sich der Thür.

Dann ging diese auf.

Pepi trat der Mutter entgegen, sah ihr fest in das verstörte Gesicht und fragte: „Mutter, is er krank?“

Frau Weinzierl bewegte verneinend das Haupt. „Nein, Kind, krank is er nit.“

Da rollten zwei große Thränen über Pepis blasse Wangen herab. „Dann schreibt er mir halt ab, Mutter. Er hat sich mit der Frau Bothe verlobt, gelt?“

Frau Weinzierl machte eine Bewegung, als fürchte sie, das Mädchen könne zusammenbrechen, und wolle es auffangen.

Pepi aber stand ganz ruhig und wiederholte ihre Frage, diesmal sogar schon mit gefaßter Stimme: „Is's das, Mutter?“

Jetzt schluchzte die alte Frau auf. „Ja, mei' arm's Hascherl; ja! Aber woher . . .?“

Das Mädchen antwortete nur mit einem leisen Zucken der Schultern. Aber es lag ein ganzes Menschenschicksal voll Gram und Trostlosigkeit in dieser kleinen, kaum wahrnehmbaren Bewegung.

„Ich hab's lang so erwart't, Mutter. Jetzt is's halt da. — Ich will hinein zum Vattern geh'n. Er is g'wiß so in Sorg' um mich.“

Sie umarmte die Mutter flüchtig. Dann machte sie sich sanft von ihr los und ging in das Nebenzimmer, dessen Thür sie hinter sich zuzog. Frau Weinzierl sank auf den Stuhl, auf dem vorhin Pepi gesessen hatte, und rang leise vor sich hin murmelnd die Hände. Marie fuhr fort, die Locken ihres Kindes leise zu streicheln, und wandte keinen Blick von dem blonden kleinen Haupte.

Indessen stand Pepi drinnen neben ihrem alten Vater und suchte ihm die Angst und das Herzeleid auszureden, die sie in seinen verstörten, blassen Zügen, in seinem kummervollen Blicke las.

„Schau, Vatterl, nimm's nit so schwer! Es trifft mi' ja hart, i kann's nit ableugnen, aber viel mehr weh thut mir 's Herz heut' auch nit als wie gestern und vorgestern und die ganze Zeit her, seitdem er fort is. I war halt drauf g'faßt, Vatter. Wie s' zum erstenmal daher 'kommen is, die . . . die . . . die Person, die, da hab' i's glei' g'spürt und g'wußt: sie will 'n von mir wegreißen, hin zu ihr. Und wie er nachher mit ihr so weit fortg'fahr'n is in die fremde Stadt, da hab' i glei' g'wußt, daß 's ihr auch gelingen wird. Sie so nahe bei ihm, und i so weit! Und sie is ja schöner wie i, und so gebildet und nobel, und reich. Und der Matthias war so jung, viel zu jung, um ein' rechten Ernst z' haben. Ich bin dir so dankbar, daß du uns damals die Sach' nit hast bekannt machen lassen. Wenigstens hab' i jetzt nit die spöttischen G'sichter von die Leut' auch noch ausz'halten."

In ihrem Tone lag etwas so Wehmütiges, daß Meister Weinzierl sich verzweifelt ins Haar fuhr. „Kind, Kind!" stöhnte er. „Jetzt bedankst di' no' bei mir! Das is ja wie ein Hohn und Spott, Pepi, wie ein Spott! Ein schlechter Vater bin i g'wesen. Net ins Haus hätt 'i 'n lassen sollen, den . . . den . . ."

Sie legte bittend die Hände auf seinen Arm. „Aber

Vatter! Wie hätt'st du denn wissen sollen, wie alles kommen wird? Und auf den Matthias schimpf nit. Es wird ihm schwer genug ums Herz sein jetzt . . . es muß ihm ja schwer sein, 's Herz! Denn schlecht is er nit, Vatter. Er hat ja auch gar nit d' Schuld. Sie, sie ganz allein. Und dann die große Veränderung. Er is ja g'wiß ein ganz ein anderer Mensch heut' wie damals, gar nit mehr der nämliche Matthias, der mir damals im Stadtpark . . ."

Sie verstummte errötend.

Ihr Vater sah sie groß an und antwortete: „Ja, hast du denn den Brief schon g'lesen, Kind? Grad das schreibt ja er auch!"

Sie nickte, wie erfreut über die Bestätigung ihrer Meinung durch Matthias selbst, der doch wissen mußte, wie ihm zu Mut war.

„Siehst es, Vatter! Wenn zwei, jedes für sich allein, auf dieselben Gedanken kommen, dann müssen die schon die richtigen sein. Gieb mir jetzt den Brief, Vatter. Ich will mich allein wo in ein'n Winkel setzen und lesen. Und du machst dir keine Sorgen um mi', gelt? Ich war wirkli' g'faßt drauf. I hab' ja müssen. Denn vorg'logen hat er mir nix, der Matthias. Die kalten Brief', die i alle euch allen hab' zeigen können! I hab' dir's jedesmal ang'seh'n, daß du dir denkst, es wär' ein Zettel dabei g'legen, auf dem das g'standen wär', was für mi' allein b'stimmt war. Aber so ein Zetterl war kein einzig's Mal dabei, nit einmal beim allerersten Brief. Und wie er gar ang'hebt hat, steirisch z' schreiben, da hab' i's ganz g'wiß g'wußt, daß er si' selber Komödie vorspielen muß, um den Brief überhaupt zusammenz'bringen."

Der Alte schüttelte wehmütig den Kopf, während er Pepi die inhaltschweren drei Bogen überreichte.

„Glückliche Eltern sind wir, d' Mutter und i," sagte er bitter, mit wankender Stimme. „Der Bub ertrunken, die ältere Tochter ohne ein rechtes Glück durch ihre Schuld, die jüngere . . ."

Die Stimme versagte ihm.

„Mir wird's noch recht gut geh'n auf der Welt, paß auf, Vatter!" widersprach Pepi eifrig. „I hab' so ein' Aberglauben: über denen, an die der liebe Gott sein'n Zorn einmal so recht ausg'lassen hat, halt't er nachher beide Händ'. Im Anfang freilich . . . aber i werd's schon übertauchen, i werd' schon."

Sie küßte die Hand des alten Mannes und ließ ihn dann allein. So eilig lief sie davon, als fliehe sie vor irgend etwas.

Weinzierl folgte ihr langsam. Als er im Eßzimmer seine Frau sitzen sah, fragte er: „Wo is s' hin, die Pepi?"

„In 'n Salon," antwortete die Gefragte. „Da bei uns is s' nur so durchg'flogen, dann hab' i drüben die Thür aufmachen und wieder zumachen g'hört."

Weinzierl stand und sah starr auf die Wand. Dann sagte er gepreßt: „Mutter, sie macht mir angst, d' Pepi. Sie is mir zu ruhig."

„Sie sagt, sie hätt's sich scho' lang 'denkt."

„Hat sie zu mir auch g'sagt. Aber trotzdem . . . es is, als wär' was 'brochen in ihr."

Seine Frau blickte ihm fragend in die Augen. Als er nickte, stand sie auf und schlich seufzend hinaus.

Nach einer Weile kam sie wieder herein, wischte sich mit dem Schürzenzipfel die feuchten Augen und sagte: „Sie hat si' eing'riegelt und weint."

„Hast an'klopft, Mutter?"

„I hab' mi' schier nit 'traut. Vielleicht is's sogar besser für ihr, wann s' allein is jetzt."

Die beiden alten Leute sahen sich traurig in die Augen.

Dann ging jedes betrübt an seine Arbeit. Das Leben ist hart und fordert von der Freude und dem Schmerz immer nur das eine: Pflichterfüllung.

Bloß Marie war im Eßzimmer sitzen geblieben. Sie blickte immer noch auf ihre kleine Tochter nieder, die im Schoße der Mutter eingeschlafen war.

Erst abends, als die Lampe in der Wohnstube schon lange brannte, und die Gehilfen, die sich heute von dem Abendtisch der Familie ihres Meisters zartfühlend fernhielten, längst weggegangen waren, kam Pepi aus dem Salon heraus. Sie war sehr blaß, ihre Augenlider dick, aber ihr Mund lächelte tapfer. In der Hand hielt sie ein kleines Paket, das sie vor dem Vater auf den Tisch legte.

„Da. Es sind seine Briefe drin und das Ringel, das er mir an dem Abend geschenkt hat, bevor er abgereist ist. Schick's ihm zurück und schreib ihm, daß ich alles längst geahnt hab', daß ich ihm nicht bös bin und daß ich ihm alles Gute wünsch'. — Und jetzt komm, Marie, wir müssen 's Nachtmahl herrichten. Es is schon spät."

In dieser tapferen Haltung blieb das Mädchen sich so treu, daß Meister Weinzierl nach einigen Tagen, an denen Pepi ihre Schuldigkeit nach wie vor gethan, mit den anderen bei Tisch gesessen und sich an den Gesprächen beteiligt hatte wie vordem, zu seiner Frau in zweifelndem Tone sagte: „Du, Mutter, mir scheint doch, sie wird's verschmerzen. Und schneller, als man's glauben sollt'."

Jetzt war es die Frau, die widersprach. „I weiß nit —! Sie hat so was Traurig's in die Augen, so was . . . das arme Kind is verschlossen wor'n durch ihr Unglück."

„Verschlossen? Die Pepi? Aber geh, Mutter! Wenn's no' die Große wär'! Aber die Pepi, die nie kein Geheimnis g'habt hat vor ihre Eltern!"

Frau Weinzierl seufzte. „Das is wahr, Vatter. Aber das war früher. Das Herzleid . . . die Kränkung . . . Da ändert sich der Mensch manch's Mal, rein nit zum Glauben." — —

Des anderen Morgens hatte Weinzierl einen heftigen Auftritt mit dem Briefträger. Der Alte, den der Meister, seitdem er den Unglücksbrief gebracht, sonderbarerweise „auf dem Zug" hatte, wollte ihm durchaus eine Zeitung, den „Berliner Börsenkurier", einhändigen, den Weinzierl doch gar nicht bestellt hatte.

„Und i sag' Ihnen, i hab' die Zeitung nit abonniert, und will nix davon wissen, und nimm s' nit an. Nehmen Sie s' nur wieder mit."

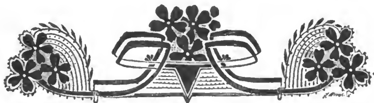
„Aber Herr Meister, Ihr Nam' steht do' da aufg'schrieben, fürs ganze Vierteljahr is s' zahlt, die Zeitung, und 's Bestellgeld."

„I hab' nix zahlt und weiß nix und nimm s' nit."

Der Beamte wollte sich gerade kopfschüttelnd entfernen, als Pepi herauskam und ihm das Blatt ruhig abnahm. „Die Zeitung hab' i b'stellt," sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)





Ein sonderbarer Zweikampf.

Aus den Erinnerungen eines Ingenieurs.

Von Ulr. Myers.



Mit Illustrationen von Willy Stöwer.

1.

„Wie viel Faß Pökelfleisch haben wir noch?"

„Ungefähr dreißig."

„Damit langen wir vierzehn Tage, wenn die chinesischen Kulis miteſſen."

„Wenigstens diejenigen, die bei uns geblieben sind, und die nicht schon gestern fortliefen, als die erste Unglücksnachricht kam."

„Die sind Goldgräber geworden, meine Herren, und auch uns wird nichts anderes übrig bleiben. Unglaublich, dieser Bankerott! Schade um das schöne Geld!"

„Kinder, laßt uns nicht um das Geld klagen, es war nicht das unsere, und die Leute, die es verloren haben, besitzen mehr. Denken wir an uns selbst und daran, daß wir bei diesem Bankerott die Hauptleidtragenden sind."

„Ja, es ist eine niederträchtige Geschichte, mit einer Eisenbahnstrecke von zehn Kilometer, die nirgends An-

schluß hat, mitten in der australischen Wildnis zu sitzen."

„Die Wildnis ist nicht so schlimm. Das Goldgräberlager von Tuwumba ist kaum ein Kilometer entfernt."

„Und da geht's hoch her. Drüben in der Kneipe „Zum Känguruh" ist seit heute früh wieder einmal eine Fünfzigpfundnote*) an die Wand genagelt worden mit der Unterschrift: „Zum Vertrinken!" Die Kerle gaben sich, als ich vorhin drüben war, schon in frühester Morgenstunde alle mögliche Mühe, die Note klein zu kriegen, und der Wirt ermunterte fleißig zum Trinken."

„Wer war denn der Spender?"

„Ein glücklicher Goldgräber, der ein großes Stück Gold nebst mehreren kleinen Stücken gefunden und seine Grube glänzend verkauft hat."

„Wir sollten eben auch Goldgräber werden."

„Wenn wir das nötige Geld hätten! Aber soviel ich weiß, lieber Freund, besitzen wir alle zusammen nicht so viel, wie nötig ist, um einen Berechtigungsschein und die erste Einrichtung der Grube zu bezahlen."

„Die Schufte von Unternehmern sind uns unser ganzes Monatsgehalt schuldig geblieben; wir müssen uns nun an den vorhandenen Sachen schadlos halten."

„Der reine Hohn. Das ganze Zeug ist wertlos."

„Ich wollte die Schienen verkaufen, aber die Kerle im Goldgräberlager lachten mich aus und sagten, sie wären Narren, etwas zu bezahlen, das sie umsonst haben könnten. Niemand könne sie verhindern, sich die Schienen zu holen, wenn sie dafür Verwendung hätten."

Dieses Gespräch fand zwischen drei Männern in einer hölzernen Baracke statt, die mit mehreren anderen zusammen die australische Eisenbahnstation Tuwumba bildete. In

*) Tausend Mark.

den anderen Baracken lagerte Arbeitsgerät und einiger Proviant. In drei großen Hütten waren chinesische Kulis untergebracht. Die Eisenbahn selbst lag in Queensland in Nordostaustralien und war von einer englischen Gesellschaft auf Spekulation in der Goldgräbergegend zwischen den Städten Potsdam und Jericho erbaut worden. Die Bahn führte direkt von Süd nach Nord, hatte nirgends an eine andere Bahn Anschluß und nur eine Verbindung mit dem Waregofluß im Süden. Die Unterhandlung der Gesellschaft mit den Anschlußbahnen und der australischen Regierung hatte sich zerschlagen, die Londoner Unternehmer daher plötzlich die Sache aufgegeben, und so war der Bau eingestellt worden.

Die drei Männer hatten allen Grund, verstimmt zu sein, denn es waren die Ingenieure der Bahn, die nun ohne Mittel in der australischen Wildnis saßen. Geld könne nicht mehr geschickt werden, stand in dem Briefe, der gestern anlangte, die Ingenieure sollten sehen, wie sie mit den chinesischen Kulis, die als Arbeiter beim Bau beschäftigt waren, fertig würden, und sich am vorhandenen Inventarium schadlos halten.

Nun hielten sie im Bureau Kriegsrat: ein Deutscher, Erich Bischof, ein Engländer, Namens Clay, und ein Franzose, Anatole Charles. Die Unterhaltung wurde in englischer Sprache geführt.

„Laßt uns überlegen, was uns übrig bleibt," sagte Clay. „Nehmen wir das Inventarium auf, an das wir uns halten sollen. Da sind erstens die Baracken —"

„Halt!" unterbrach ihn Charles, „die große Baracke der Kulis muß schon in Abzug gebracht werden. Die Kerle haben sie heute nacht abgebrochen und in der Nähe des Goldgräberlagers wieder aufgebaut. Außerdem waren sie so freundlich, das gesamte Arbeitsgerät mitzunehmen. Ihr schlieft noch heute früh, als ich bereits einen Spazier-

gang machte. Ich mußte unthätig zusehen, wie die Bande mit den Sachen abzog."

„Gut, streichen wir diese Baracke und das Arbeitsgerät," sagte Bischof. „Zum Glück sind wir die edlen Chinamänner los. Ich hatte eine gewaltige Angst, daß sie ihre Bezahlung verlangen würden."

„Ungefähr dreißig Kulis sind noch in der zweiten Baracke geblieben, und ich habe mit ihnen bereits verhandelt," fuhr Charles fort. „Sie sind bereit, uns beim Abbruch der Gebäulichkeiten hier Hilfe zu leisten, wenn wir ihnen dafür eine Baracke und verschiedenes Material schenken. Dann spekulieren die Kerle wohl auch darauf, daß wir unsere Proviantvorräte nicht mitschleppen können."

„Welche ungeheuerliche Idee," meinte Clay, „die Station hier abbrechen zu wollen! Was sollen wir denn mit dem Material anfangen?"

„Wir können die Gebäulichkeiten nach dem Goldlager transportieren und dort neu aufstellen. Käufer finden wir sofort, und zwar zu ganz annehmbaren Preisen, wenigstens bekommen wir so viel Geld zusammen, um bis Brisbane zu gelangen."

„Und von dort — wohin? Die Ueberfahrt nach Europa kostet gewaltiges Geld."

„Vorläufig sitzen wir fest, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als Arbeiter in den Goldgruben zu werden. Zu selbständigen Unternehmungen fehlt uns das Anlagekapital."

„Meine Herren, ich denke, wir stellen das Inventarium auf," mahnte Clay abermals. „Was ist also vorhanden? Vier Baracken mit Einrichtung; zehn Kilometer Bahnbau, für die uns kein Mensch etwas giebt, denn Schienen und Schwellen sind wertlos, da Holz in den Eukalyptuswäldern in unbegrenzten Massen zu finden ist. Es bleiben uns

ferner übrig die Proviantvorräte, zwanzig gedeckte und zwanzig ungedeckte Wagen und zwei Lokomotiven."

„Die gedeckten Wagen, wenigstens den Oberteil, werden wir los, den kaufen uns die Goldgräber ab. Ein solcher Wagenkasten läßt sich sehr gut als kleines Häuschen einrichten, damit machen wir noch ein gutes Geschäft," meinte Charles.

„Meine Herren, dürfen wir aber wirklich das Inventarium der Eisenbahn in dieser Weise verschleudern?" fragte Bischof.

„Ungeheuerliche Frage! Das ist wieder einmal echte deutsche Gefühlsduselei," spottete Clay. „Die Unternehmer haben uns hier in der Wildnis sitzen lassen und uns selbst geschrieben, wir sollten uns an das Inventarium halten. Das ist also unser Recht. Und dann, werter deutscher Kollege und Gemütsmensch, wenn wir hier fortgehen und die Baracken stehen lassen, brechen sie morgen die Chinesen ab; also verloren sind sie auf jeden Fall."

„Bleiben wir bei unserer Inventariumsaufstellung!" erinnerte Charles. „Also zwei Lokomotiven. Was machen wir mit den Lokomotiven?"

„Wir nehmen sie mit zum Andenken," lachte Clay. „Jeder steckt sich eine in die Westentasche."

„Keine Witze, Clay, die Sache ist zu ernst. Was machen wir mit den Lokomotiven? Sie sind doch das Wertvollste, was wir hier haben."

„Sie sind das W e r t l o s e s t e , wollen Sie sagen, werter Freund. Alles andere ist mehr wert als die Lokomotiven. Die müssen wir stehen lassen, und es wird sich wahrscheinlich niemand an ihnen vergreifen, denn kein Mensch hat für Lokomotiven hier Verwendung. Sie werden verrosten, verfallen und im Sande verweht werden, besonders wenn das Goldgräberlager und die Ausbeutung der Grube aufgehoben wird. Es giebt Unglücksraben, welche prophe-

zeien, das Goldgräberlager werde keine drei Monate mehr bestehen, weil die Ausbeute immer geringer wird."



„Um so mehr müssen wir uns Geld zu verschaffen suchen, um von hier fortzukommen. Was würde es uns nützen, wenn wir die Goldgräberei anfingen? Dann sind

wir in drei Monaten in einer schlechteren Lage als jetzt."

Der chinesische Koch kam und fragte, ob das Mittagessen auch für die dreißig noch auf der Station verbliebenen Kulis bereitet werden solle, wenn diese auch nicht arbeiteten.

„Koche nur für deine gelben Boxer," sagte Charles, der Chef der Station war, „wir können das Pökelfleisch nicht allein essen und schlecht genug ist es. Gieb den Leuten Pökelfleisch, so viel sie wollen, und Reis. Und auch uns koche eine ordentliche Portion."

2.

In dem „Restaurant zum Känguruh" ging es lustig her. Es bestand allerdings nur aus einer Bretterhütte mit etwas sehr luftigem Dach, durch welches man stellenweise den Himmel sah, trotzdem machte der Wirt in dieser Schnapsbude — denn das war die einzig richtige Bezeichnung — glänzende Geschäfte, viel bessere als die Goldgräber. Die vertranken doch den größten Teil ihrer Ausbeute, und das Gold floß den Wirten zu, welche dafür ihren Fusel hergaben. Auch an der Fünfzigpfundnote, die zum Vertrinken an der Holzwand mit einem Nagel befestigt war, verdiente der Wirt doppelt und dreifach.

Dieser würdige Mann, ein Irländer Namens Macallan, stand hinter dem Schenktisch, überwachte die chinesischen Kulis, die ihm beim Einschenken halfen, und als jetzt die drei Ingenieure von der verkrachten Bahn eintraten, nickte er ihnen jovial zu.

„Holla, hierher," rief er, „frische Gläser für die Herren!"

Dann winkte er den Ingenieuren, sie sollten hinter den Verschlag kommen, was eine Ehre war, der nur wenige gewürdigt wurden.

„Meine Herren," sagte er, „ich freue mich, Sie zu sehen. Hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen. Treten

Sie in dieses Zimmer." Er wies auf den kleinen, dürftig möblierten Verschlag, der durch eine Bretterwand vom Trinkraum getrennt war, und die drei Ingenieure traten ein, neugierig darauf, was der Irländer wohl von ihnen wolle.

Macallan entkorkte eine Flasche Whisky, füllte die Gläser, stieß mit den Gästen an und sagte: „Einen Vorschlag, meine Herren. Ich möchte ein Theater errichten hier im Goldgräberlager."

Die drei Ingenieure sahen sich an und brachen dann in ein herzliches Gelächter aus.

„Hier im Lager ein Theater?" sagte Clay. „Den Teufel auch, Macallan, Sie haben wunderliche Ideen!"

„Ideen, über die man gar nicht zu lachen braucht," versetzte der Irländer etwas gekränkt. „Sehen Sie, Gentlemen, die Sache ist folgende. Der Mensch sehnt sich nach Vergnügen, besonders wenn es ihm gut geht, und mit Ausnahme von ein paar armen Teufeln, die von Almosen leben, geht es hier im Goldlager allen Leuten gut. Aber worin besteht die einzige Unterhaltung? Im Trinken und Spielen, und die einzige Abwechslung ist einmal eine herzhafte Schlägerei, bei welcher Revolver und Messer ihre Rolle spielen. Die Jungens würden ein horrendes Geld bezahlen, wenn sie ein anderes Vergnügen hätten, zum Beispiel eine Theatervorstellung, und der Gastwirt, der so etwas zu stande bringt, zieht seinen Konkurrenten unbedingt die Kunden fort. Nun, ich habe einmal Sie, Mister Charles, sehr schöne Lieder vortragen hören, und Sie, Mister Bischof, können sehr gut deklamieren. Ich glaube, auch Mister Clay versteht sehr wohl auf einer Bühne zu agieren, und da dachte ich, wenn Sie drei, die Sie doch jetzt so wie so nichts anderes anzufangen wissen, Theater spielen wollten und das Geschäft mit mir zusammen machten, so könnten wir wohl damit zufrieden sein."

„Der Gedanke ist kühn, aber thöricht," sagte Bischof. „Mann Gottes, wissen Sie denn nicht, was zum Theaterspielen gehört? Kostüme, Dekorationen und vor allem Frauenzimmer. Und Theaterstücke muß man doch auch haben."

Der Irländer zuckte die Achseln. „Natürlich, wenn Sie die Sache so auffassen, kommen wir zu nichts, aber dann verhungern Sie vor einer reich besetzten Tafel. Wozu Frauenzimmer? Einer von Ihnen, der windige Franzose da, kann sich als Frauenzimmer verkleiden, wenn er sich den Schnurrbart abrasieren läßt, und Frauenzimmerkleidung bekommen wir drüben in Jericho, die besorge ich. Theaterstücke? Wozu? Die Stücke schreiben Sie sich selbst, und recht kräftig müssen sie sein. Es können hier nur Scenen aufgeführt werden, die den Jungens da draußen Spaß machen, Goldgräbererlebnisse, Abenteuer und dergleichen. Das können studierte Männer, wie Sie sind, aus dem Kopf. Deshalb wende ich mich auch an Sie, alles andere könnte ich schon allein machen."

„Nun," erklärte Clay nach einigem Nachdenken, „über die Sache läßt sich immerhin reden. Es fehlt den Leuten hier im Goldgräberlager in der That an Unterhaltung, und ich bin überzeugt, wenn man ihnen etwas böte, das interessant wäre, so kämen nicht nur die hiesigen Goldgräber, sondern auch die aus den Nachbarlagern als Zuschauer. Ich schätze die Leute, die hier auf Gold graben, im Umkreise von fünf englischen Meilen auf zwölftausend bis fünfzehntausend Menschen. Wir wollen uns also die Sache überlegen, Macallan, obgleich ich noch nicht weiß, wie meine Kollegen darüber denken."

„Aber Stillschweigen bitte ich mir aus," sagte Macallan.

„Selbstverständlich." Die Ingenieure gaben ihm ihre Hand darauf, daß sie schweigen würden, tranken den Rest

ihres Whiskys und verließen voll neuer Hoffnung das „Restaurant zum Känguruh“.

Als sie draußen waren, sagte Bischof: „Kinder, wir sind gerettet! Des Irländers Plan taugt nichts, aber er hat mir eine kostbare Anregung gegeben. Ein Schauspiel machen wir, das noch nicht dagewesen ist. Kommt in unsere Baracke; ich habe euch eine großartige Idee mitzuteilen.“ — —

Eine Stunde später ertönte aus der Baracke, in welcher sich das Bureau der Ingenieure befand, lautes Hochrufen. Der Franzose und der Engländer waren die Rufer, und Bischof stand in der Mitte des Zimmers mit der Miene eines ruhmvollen Siegers. Seine Idee war in der That großartig und hatte sofort seinen beiden Genossen eingeleuchtet.

3.

Nachdem die Ingenieure fünf Tage lang fleißig gearbeitet hatten mit einer Ausdauer, die jedes Erfolges wert sein mußte, machten sie sich auf den Weg, um in den Goldgräberlagern Cloncurry, Ravenswood und Potsdam in den Kneipen eigenhändig auf starkes Zeichenpapier gemalte und geschriebene Plakate auszuhängen. Natürlich ging auch das Goldgräberlager in der nächsten Nachbarschaft in Tuwumba nicht leer aus. Diese Plakate zeigten an der Spitze eine fürchterliche Eisenbahnkatastrophe, den Zusammenstoß zweier Züge. Dann folgten in der kurzen, sensationell gehaltenen Reklamemanier der englisch-amerikanischen Zeitungen ein paar Dutzend Zeilen:

„Am 14. Mai 1874:

Großes, noch nie dagewesenes Schauspiel!

Zusammenstoß zweier Lokomotiven bei der Tuwumba-Station. Die Lokomotiven fahren aus einer Meile Entfernung mit voller Schnelligkeit gegeneinander.

Man versäume nicht die Gelegenheit, sich die furchtbare Katastrophe anzusehen.

Es sind Tribünen erbaut, von welchen aus das großartige Schauspiel bequem betrachtet werden kann.

Eintritt zwei Pfund Sterling.

Plätze auf dem Zaun werden nur an Chinesen abgegeben und kosten acht Schilling.

Der Beginn des Schauspiels ist um 10 Uhr morgens; pünktlich um 10 Uhr 30 Minuten erfolgt der Zusammenstoß.

Wetten werden angenommen.

Auf Nichtzahlende, welche versuchen, sich in den umzäunten Raum einzudrängen, wird geschossen.

Die Unternehmer."

Das war die Idee Bischofs, und in der That konnte man sich eine geschäftsmäßig wirksamere Verwendung der beiden überflüssig gewordenen Lokomotiven kaum denken. Das Schauspiel mußte Tausende heranlocken, und eine glänzende Einnahme war sicher. Den Goldgräbern kam es auf zwei Pfund absolut nicht an. Dann hatte der schlaue Clay noch einen Geniestreich verübt, indem er in das Programm die Mitteilung hineinbrachte, daß als Zaungäste nur Chinesen gegen ein verhältnismäßig geringes Eintrittsgeld zugelassen würden. Der Chinese steht in derartiger Verachtung, daß kein weißer Goldgräber sich neben ihn auf den Zaun gesetzt hätte. Damit hielt man sich alle anderen Zaungäste fern. Außerdem war es sicher, daß die Chinesen, wenn sie acht Schilling für ihren Platz bezahlten, selbst mit Einsetzung des Lebens nichtzahlende Zaungäste fernhalten würden. Der Chinese ist allerdings sehr geizig, aber er ist ein leidenschaftlicher, ja toller Spieler und Wetter, und daß bei diesem Zusammenstoß ungeheuerlich gewettet werden würde, war selbstverständlich.

Noch hatten die drei verkrachten Ingenieure dreißig

Kulis zur Verfügung, welche sich gegen Ueberlassung von zwei Baracken, des Restes des Proviants und andere Vergütungen bereit erklärten, einen kolossalen Zaun aus Brettern zu errichten, die man einfach von den Baulichkeiten der Bahn nahm. Es wurde also ein rechteckiger Platz mit einem Zaun umgeben, dergestalt, daß der Länge nach die eingeleisige Bahn hindurchführte. Links oben und rechts unten in der Ecke der Schmalseiten wurde je eine Tribüne errichtet. In der Mitte des Rechtecks sollte der Zusammenstoß stattfinden. An dieser Stelle hatte man keine Tribünen errichtet, weil anzunehmen war, daß bei dem fürchterlichen Zusammenprall der Lokomotiven eine Explosion der Kessel erfolgen, und Eisenstücke weit umherfliegen würden. Dadurch wären die Tribünengäste gefährdet gewesen. Man verlegte sie deshalb in die Ecken der Schmalseiten, wo nach menschlicher Berechnung die Gäste sicher waren und doch gut sehen konnten.

Die beiden Lokomotiven wurden auf das sauberste herausgeputzt und mit großen Namensschildern versehen. Eine Lokomotive bekam den Namen „Miner", die andere den Namen „Digger", und mit roter Farbe waren diese Namen auf weißen Holzplatten gemalt und an beiden Seiten der Tender befestigt. „Digger" heißt Goldgräber, man bezeichnet aber damit nur den, der oberflächlich und ohne andere Werkzeuge als Hacke und Spaten die Erde aufwühlt, um zu Gold zu gelangen; „Miner" dagegen ist der Goldgräber, der mit bergmännischer Kunst in die Tiefen der Erde eindringt.

In den acht Tagen bis zur Aufführung des sonderbaren Schauspiels gingen so zahlreiche Meldungen auf Tribünenplätze ein, daß es kaum möglich war, allen Wünschen gerecht zu werden. Immer wieder mußte man sich entschließen, die Tribünen noch um ein Stück zu erhöhen oder zu verlängern. Fünftausend Sitzplätze wurden verkauft.



Die Chinesen, denen die Achtschillingplätze auf dem Zaun zugedacht waren, verhielten sich vorläufig noch ablehnend. Sie waren anscheinend noch nicht ganz fertig mit ihrer Ansicht über das Schauspiel; so glaubten wenigstens die Ingenieure.

Besonders zahlreiche Meldungen waren aus Potsdam eingegangen, einem Orte mit wohlhabenden deutschen Ansiedlern, die dort schon 1863 durch die australische Regierung Ländereien erhalten hatten. In der Nähe von Potsdam befand sich auch ein großes Goldsucherlager, und von dort, sowie aus allen anderen Lagern, selbst aus solchen, die nicht durch Plakate in Aufregung versetzt worden waren, durfte man Zuzug erwarten.

Auch ein Photograph aus Potsdam hatte sich angemeldet und eine besondere Gebühr zu zahlen versprochen, wenn ihm allein gestattet würde, den Zusammenstoß und die Scenen vorher und nachher zu photographieren. Auch dieser Mann konnte mit Sicherheit auf ein gutes Geschäft rechnen, denn für die Goldgräber war dieser Tag des Schauspiels ein höchst erinnerungsreicher, an den sie wahrscheinlich zeit ihres Lebens zurückdachten.

4.

„Brisbane, den 30. Mai.

Herrn C. Bischof in Magdeburg,
Deutschland.

Lieber Bruder!

Wie ich Dir in unserem letzten Briefe schrieb, planten wir drei Ingenieure zur Aufbesserung unserer Finanzen einen Zusammenstoß zweier Lokomotiven für den 14. dieses Monats. Dieser merkwürdige Zweikampf ist glücklich vorübergegangen, und ich will Dir in aller Geschwindigkeit heute die Vorgänge bei demselben schildern, welche sich dramatischer und bewegter gestaltet haben, als wir geglaubt hatten.

Daß die Chinesen uns Europäern in Bezug auf List, Schlauheit und Geschäftstüchtigkeit „über" sind, haben sie auch diesmal bewiesen. Auf geheime Verabredung haben sie gar keine Plätze gekauft, und erst am Tage vor der

Katastrophe kam eine Deputation von ihnen zu uns und erklärte, sie beabsichtigten sämtliche Plätze auf dem Zaun — es waren nicht weniger als zehntausend Stück — zu vier Schilling das Stück zu nehmen. Wir handelten noch eine Zeitlang mit ihnen; als wir aber sahen, daß sie fest entschlossen waren, nicht nachzugeben, und da ja die Kerle unter sich geheime Gesellschaften haben, gegen die man nicht aufkommen kann und die eine Macht sind, mit welcher man auch in Amerika und Australien rechnen muß, so gaben wir schließlich nach, und sie erhielten sämtliche Zaunbillets für den halben Preis. Es war ein ganz gutes Geschäft. Das beste Geschäft aber machten die Chinesen. Diese hatten sich durch Herumfragen überzeugt, daß nicht nur die fünftausend Leute zu dem Schauspiel kommen würden, die Tribünenbillets gelöst hatten, sondern die doppelte Anzahl noch außerdem. Für diese Leute waren Plätze nicht vorhanden. Die schlauen Chinesen gaben die Zaunplätze auf der rechten Seite nun mit ungeheurem Aufschlag an die Weißen ab. Wie wir später erfuhren, waren an dem Geschäft die gesamten Chinesen in allen Lagern beteiligt. Sie hatten ihre Ersparnisse zusammengeschossen, um uns in Bausch und Bogen und für den halben Preis die Zaunbillets abzukaufen. Nun sage noch einer, daß diese gelben Kerle nicht wunderbare Geschäftsleute sind!

Am Morgen des 14. Mai war alles für das Schauspiel fertig. Aber es wurde meinen Kollegen Clay und Charles, sowie mir selbst doch etwas unheimlich, als wir die Völkerwanderung sahen, die sich zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd, zu Maulesel nach Tuwumba in Bewegung setzte. Bis aus Brisbane sind einzelne Leute gekommen, ja auch oben aus Rockhampton, ferner aus allen Ortschaften in der Nähe, aus der Entfernung von zwanzig und dreißig Meilen haben sie sich auf den Weg gemacht und selbst eine mehrtägige Reise nicht gescheut, um dem Schauspiel

beizuwohnen. Dem Irländer Macallan, der das Verdienst hat, uns auf die Idee gebracht zu haben, hatten wir gegen verhältnismäßig billige Pacht die Erlaubnis gegeben, auf den Tribünenplätzen Getränke zu verkaufen. Er hat dabei einen schönen Schnitt gemacht und hat sich uns dadurch dankbar erwiesen, daß er meine Kollegen und mich mit Reitpferden, Packpferden und Dienerschaft ausrüstete, um uns glücklich bis nach Brisbane bringen zu lassen. Die anderen Gastwirte aus dem Lager zu Tuwumba, die außerhalb der Umzäunung Schankstellen aufgeschlagen hatten, haben ebenfalls genug Geld verdient. Schon in der Nacht kamen Zuschauer an, welche außerhalb der Umzäunung biwakierten.

Wir hatten die Lokomotiven mit Blumen, Fahnen, Laubgrün ausgestattet, und die Wetten, welche auf die beiden Kämpfer gemacht wurden, waren fabelhaft. Wir ließen schon eine Stunde, bevor das Schauspiel stattfand, die beiden Lokomotiven, die natürlich von früh an unter vollem Dampf waren, hin und her fahren, und zwar stellenweise in schärfster Gangart, um den Wettenden zu zeigen, was sie leisten könnten. Eine Viertelstunde vor der Katastrophe hatten wir alle Leute glücklich auf der Tribüne untergebracht, und auch die Zaungäste hatten sich einigermaßen eingerichtet. Es wurden zwar bei der Gelegenheit zwei Mann erschossen, aber nicht etwa von uns, sondern von ihren guten Freunden; ohne Messerstechen und Schießen geht es nun einmal in australischen Goldgräberlagern nicht ab.

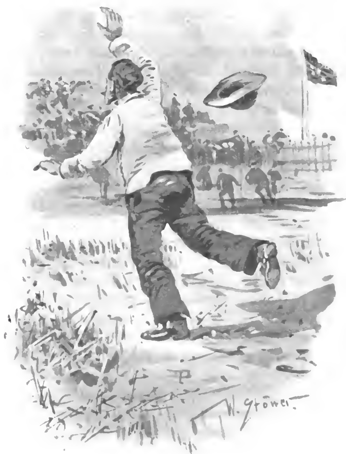
Die beiden Lokomotiven wurden endlich unter Aufsicht eines Ausschusses, der aus Goldgräbern von Tuwumba bestand, je eine englische Meile von dem Punkte, an dem sie zusammenstoßen sollten, zurückgebracht, noch einmal nachgesehen, geölt, und die Kessel mit frischen Kohlen versehen; dann wurde an den Hebel, der den Dampfzufluß in das

Gangwerk der Lokomotive regelt, ein Strick gebunden, so daß ein Mensch, der neben der Lokomotive stand, durch Anziehen des Strickes den Hebel herumreißen und das Ventil öffnen konnte.

Genau fünf Minuten vor halb Elf wurden die Lokomotiven von beiden Enden losgelassen und rasten nun mit stetig zunehmender Schnelligkeit zischend und fauchend aufeinander los.

Ich befand mich mitten auf dem Platz innerhalb der Umzäunung, natürlich in gehöriger Entfernung von der Stelle des Zusammenstoßes. Ich habe da in wenigen Minuten Höllenangst ausgestanden und erkläre hiermit feierlich, daß ich mich nie mehr als Arrangeur von derartigen tollen Unternehmungen aufspiele. Entweder war die Lokomotive „Miner" zu spät abgelassen worden oder beim Anziehen des Strickes hatte sich das Ventil nicht genügend geöffnet; kurzum, sie fuhr nicht so schnell wie der „Digger", und so mußte denn unausbleiblich der Zusammenstoß nicht an der geplanten Stelle stattfinden, sondern die schnellere Lokomotive fuhr über diese Stelle hinaus und traf die langsamere Lokomotive, bevor diese den Mittelpunkt erreicht hatte. Der Punkt aber, an dem sie sich jetzt treffen mußten, lag unmittelbar vor der südlichen Tribüne. Ich sah ein furchtbares Unglück kommen und war einen Augenblick wie gelähmt. Dann rannte ich zu der gefährdeten Tribüne und schrie den Leuten zu, sie sollten sich retten. Auch auf der Tribüne selbst hatten verständige Beobachter bereits gemerkt, wie die Sache gehen würde, und gaben das Alarmzeichen. Es war ein großartiges Schauspiel, als die Tribünengäste um ihr Leben flüchteten und sich auf den Platz retteten. Die Leute betrachteten übrigens den Zwischenfall sehr humoristisch; es war für sie ebenfalls ein Vergnügen besonderer Art. Die tolle Flucht vollzog sich binnen wenigen Sekunden; dann ertönte ein fürchterlicher Krach, ein Zischen,

ein Klingen und Klirren, und die beiden Lokomotiven waren genau vor der eben geräumten Tribüne zusammen=



gerannt. Natürlich waren die Aussichten des Sieges für die beiden Maschinen sehr ungleich. Die schneller laufende

wurde weniger beschädigt als die langsamer laufende. Stücke von Rädern, Nieten, Nägel, abgebrochene Hebel flogen in der Luft herum und schlugen die Tribüne, auf der wenige Sekunden vorher noch Tausende von Menschen gesessen hatten, zum Teil in Trümmer.*) Der Photograph, der noch im letzten Augenblick mit seinem Apparat herbeigeeilt war, entging mit knapper Not dem Tode, denn unmittelbar zwischen ihm und seinem Apparat schlug ein fußlanger eiserner Nagel in den Boden.

Ich schicke Dir beifolgende Bilder. Auf dem ersten siehst Du, wie die Maschinen sich begrüßen, bevor sie zum Zusammenstoß sich auf ihre Plätze begeben. Das zweite Bild zeigt den Zusammenstoß selbst. Die gefährdete Tribüne ist rechts auf der Photographie. Das dritte Bild zeigt die Lokomotiven einen Tag nach dem Zusammenstoß, und es ist eigentlich merkwürdig, wie wenig ihnen passiert ist. Eine Kesselexplosion fand nicht statt. Die vorn zusammengebrochene Maschine ist die langsamer laufende gewesen.

Die herumfliegenden Eisenstücke sind von den Teilnehmern gesammelt worden, und ein Chinesenkomitee, das uns dreihundert Pfund für die alten Maschinen bot, machte noch ein glänzendes Geschäft, indem es davon auf dem Platze selbst sofort Stücke als Andenken verkaufte.

Das Volksfest, das sich nach dem Zusammenstoß rund um den Zaun und innerhalb der Umzäunung entwickelte, war großartig. Und amüsiert haben sich die Leute über alle Maßen. Sie wollten uns sogar zureden, zwei neue Lokomotiven kommen zu lassen, um das Schauspiel zu wiederholen. Wir haben aber dankend abgelehnt.

Die Tribünen und der Rest der Gebäude in Tuwumba sind wahrscheinlich jetzt schon abgetragen. Die Chinesen

*) Siehe das Titelbild.

und die Goldgräber haben alles davongeschleppt, was nicht niet- und nagelfest war.

Für jeden von uns drei Teilnehmern ist bei der Geschichte die Summe von zehntausend Dollars herausgekommen. Damit läßt sich schon etwas anfangen.

Ich aber bin der australischen Verhältnisse überdrüssig und komme nach der Heimat zurück. Vierzehn Tage nach diesem Briefe gedenke ich bei euch einzutreffen. Clay bleibt hier und will mit seinem Gelde ein Geschäft anfangen. Charles geht mit dem nächsten Dampfer nach Südamerika. Wiedersehen werden wir drei Kollegen uns wohl nicht, aber jedenfalls haben wir eine schöne Erinnerung als gemeinsame Unternehmer eines Schauspiels, wie es wohl zum zweitenmal weder uns noch unseren Gästen vom 14. Mai geboten werden wird.

Mit herzlichen Grüßen

Dein Bruder E. Bischof,
australischer Eisenbahningenieur a. D."





Gesicht und Haartracht.

Physiognomisch-modische Studie. Von Fred Carpenter.



Mit 18 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Bei dem Besuche von Bildergalerien oder alten Schlössern, in denen sich Porträts aus früheren Jahrhunderten vorfinden, ja selbst bei der Betrachtung historischer Porträts in Holzschnitt, wie sie heutzutage in populären Geschichtswerken zahlreich zu finden sind, hat wohl jeder schon einmal die Bemerkung gemacht, daß die Gesichter unserer Vorfahren zum Teil etwas Fremdartiges, von dem gegenwärtigen Typus Abweichendes haben, und bei sich die Frage aufgeworfen, worin es liegt, daß die Menschen früherer Zeiten anders aussahen, als die jetzt lebenden, oder ob dies vielleicht nur auf Täuschung beruhe.

Obgleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß veränderte Lebensverhältnisse, Klima und Sitten auch das Aeußere des Menschen zu beeinflussen vermögen, so kann deren Einwirkung auf die Europäer im letzten Jahrtausend doch nur sehr unwesentlich gewesen sein. Und trotzdem erscheinen uns bereits Gesichter aus dem vorigen Jahrhundert fremdartig. Wie kommt das?

Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir sagen, daß

es sich hier größtenteils um eine durch die veränderte Tracht bewirkte Täuschung handelt, und zwar ist es einerseits der Anzug, in viel höherem Maße aber die Tracht des Bartes und der Haare, die dem Gesicht einen veränderten Ausdruck geben. Bei den Frauen kommt noch der Kopfputz hinzu, der stetig wechselt und von dem einfachsten Schmuck bis zu den phantastischsten Gebilden einer ausschweifenden Modelaune alle nur möglichen Formen durchläuft.



1. Miss Moore in ihrer gewöhnlichen Tracht.

Ein sehr interessantes Experiment, das den engen Zusammenhang zwischen Gesichtsausdruck und Haartracht beweist, hat kürzlich eine bekannte englische Schauspielerin, Miß Moore, gemacht, indem sie durch einen geschickten Friseur ihre Haartracht nach vorhandenen historischen Vor-

träts verändern ließ. Ein Photograph nahm dann jedesmal ihr Bild auf, und so entstand eine Reihe von Photographien, auf denen Miß Moore, trotz der natürlich ausschlaggebenden Aehnlichkeit mit sich selbst, stets ein verändertes Aussehen darbietet, und zwar nicht nur äußerlich,



2. Miss Moore als moderne Amerikanerin.

was ja selbstverständlich wäre, sondern auch im Ausdruck des Gesichtes. Sogar die Züge scheinen anders zu sein, und bei manchem der Bilder wäre man leicht versucht, an der Identität der Person zu zweifeln. Und das macht offenbar allein die veränderte Haartracht.

Damit sich unsere Leserinnen von dem Gesagten überzeugen, bringen wir hier jene Reihe von Photographien,

die einen gelungenen Beweis für das im Eingang Gesagte liefern.

Das erste Bild zeigt uns Miß Moore in ihrem gewöhnlichen Winteranzuge. Das Gesicht ist hier das einer hübschen jungen Dame mit nicht sehr hervortretendem, aber



3. Miss Moore als Königin aus dem 14. Jahrhundert.

für den feineren Beobachter deutlichem englischen Typus. Bereits das nächste Bild, auf dem Haartracht und Hut gewechselt und nach modern-amerikanischer Mode geordnet sind, giebt eine entschiedene Aenderung im Gesichtsausdruck. Wir glauben jetzt eine echte Amerikanerin vor uns zu haben, wie die Fremdenkolonien unserer Großstädte sie uns zu Dutzenden zeigen. Das in der Mitte ge-

scheitelte Haar und der breite Hut mit der großen Flügelschleife sind für die Veränderung verantwortlich.

Diese wird noch bedeutend auffälliger in dem folgenden Bilde, und zwar etwa in dem Maße, als die Mode des 14. Jahrhunderts sich von der heutigen entfernt. Fräulein Moore als Königin aus jener mittelalterlichen Periode paßt ganz vortrefflich unter die uns von daher noch erhaltenen Bildwerke, die dem Haarkünstler als Muster dienten. Zuerst wurden die beiden gewaltigen Puffen, welche die Ohren und einen Teil der Wangen verdecken, angelegt und mit einem Bande aus Filigranschmuck umwunden. Der mit Edelsteinen und Perlen geschmückte Kronreif vollendete dann den Eindruck.



4. Miss Moore als Hofdame aus dem Ende des 14. Jahrhunderts.

Noch interessanter ist das vierte Bild, das eine Hofdame aus dem Ende des 14. Jahrhunderts wiedergiebt. Die Schönheiten aus den Kreisen der hohen Aristokratie scheitelten damals das Haar in der Mitte, legten es rechts und links in Puffen aus und ließen es lang herunter-

hängen. Damit es sich nicht regellos ausbreite, wurde es locker mit einem Bande umwunden. Zwei dünne Flechten zogen sich vom Hinterkopf über die Schläfen und vereinigten sich auf der Stirn. Sie dienten einem sie verdeckenden Kranze von Gänseblumen — damals der Mode-



5. Miss Moore als Burgfrau aus dem 15. Jahrhundert.

blume — als Halt. Den Kopf aber bedeckte ein runder Wulst aus kostbarem Stoff, besetzt mit Edelsteinen. Man nannte diese geschmackvolle Zier Escoffion oder Bourrelet. Sie hat die größte Aehnlichkeit mit den in Süddeutschland noch heute üblichen Polstern, welche die Bauersfrauen auf den Kopf legen, um den Druck ihrer Marktkörbe, die sie auf dem Kopfe zu tragen pflegen, weniger fühlbar zu machen.

Auch späterhin wurde dieser Kopfputz in etwas ver-

änderter Form noch getragen, wie wir aus dem Bild ersehen, das Miß Moore als eine Burgfrau aus dem 15. Jahrhundert darstellt. Als Vorbild diente ein altes Manuskript mit sehr schönen bunten Illustrationen und Porträts; die Burgfrau hat ihr Haar in schweren Flechten



6. Miss Moore als Königin Margarete von Frankreich.

rechts und links niederhängen, über den Bourrelet geht eine breite Gazebinde, die unter dem Kinn ihre Stütze hat und auf dem Kopf verknüpft ist. Die Enden hängen hinten herunter. Besonders auffallend ist die Veränderung, welche diese Tracht auf das Gesicht hervorzubringen scheint. Man vergleiche diese Burgfrau mit dem Porträt der Miß Moore auf Bild 1. Man kann kaum glauben, daß beide

ein und dieselbe Person sind. Und doch besteht der ganze Unterschied in Haartracht und Kopfputz. Ins Gewicht fällt allerdings auch noch bei der „Burgfrau“ die ernste und würdige, bei der modernen Miß Moore die freundlich-lächelnde Miene. Diese entspricht der gegenwärtigen, wie



7. Miss Moore als Infantin Maria von Spanien.

jene der damaligen Sitte. Auch die Miene, die der Mensch bei feierlichen Gelegenheiten, zu denen doch immerhin das Abgemalt- oder Photographiertwerden gehört, aufsetzt, unterliegt der Mode. Das ist ebenfalls bei der Beurteilung des physiognomischen Eindrucks früherer Porträts zu berücksichtigen.

Von der ernsten und ehrbaren Burgfrau des 15. Jahrhunderts zu der anmutigen, aber zügellosen, stolzen und

ränkevollen Margarete von Frankreich, die als Tochter der Katharina von Medici am 17. August 1572 den damaligen König Heinrich von Navarra, späteren Heinrich IV. von Frankreich, heiratete, ist ein gewaltiger Schritt. Ihre Vermählung gab bekanntlich das Zeichen



8. Miss Moore als Königin Eleonore von Polen.

zum Ausbruch der Greuel der Bartholomäusnacht. Die damalige Haartracht am französischen Hofe war, wie unser Bild 6 zeigt, etwas pompös und üppig, aber geschmackvoll. In dicken Flechten wurde das Haar gleich einem Heiligenschein zur breiten Umrahmung des Kopfes verwendet, geziert mit wenigen, aber kostbaren Diamanten und Perlenschmuck. Das glatte Hinterhaupt bedeckte eine,

auf unserer Photographie nicht sichtbare, kleine Kappe von Sammet oder Brokat.

Dieselbe Mode, nur dem spanischen Geschmack gemäß etwas modifiziert, sehen wir bei der Infantin Maria von Spanien, der Tochter König Philipps III. Alles



9. Miss Moore als Marie Antoinette.

Haar ist auch bei ihr rund um den Kopf aufgebaut, nur auf der linken Seite doppelt so breit als auf der rechten und statt in Flechten in leicht gewelltem Zustande. Die unerläßliche Kappe am Hinterhaupt, zu dessen Bedeckung keine Haare übrig blieben, war steif und unschön, und Kaiser Ferdinand III. (1608—1657), dem seine Braut, die Infantin Maria, in dem auf unserem Bilde 7 dargestellten Kopfputz vorgeführt wurde, soll nicht sehr entzückt gewesen

sein. Allerdings war die Infantin auch nicht halb so hübsch wie Miß Moore.

Die Kappe, als unerläßlicher Kopfputz der Damen, regierte übrigens in wechselnden Formen bis tief ins 17. Jahrhundert hinein, nachdem längst die Haartracht zu einer



10. Miss Moore, Zeit Ludwigs XVI. Frisur à la Saporité.

natürlicheren Form zurückgekehrt war. Auch Königin Eleonore von Polen, Tochter des Kaisers Leopold I. und Gemahlin des Königs Michael von Polen (1638—1673), trug sie, wie unser Bild 8 zeigt. Statt der Umlagerung des Gesichtes mit breiten Puffen fielen ihr die Haare in wohlgeordneten Locken auf die Schultern und in die Stirn herab. Das macht sich recht liebreizend und verführerisch, und dazu paßt eine etwas sinnige, träumerische Miene, die

damals von den Schönheiten auch mit Vorliebe angenommen wurde.

Das wahre „goldene Zeitalter" der Damenfrisuren war das der Regierung Ludwigs XVI von Frankreich. Königin



11. Miss Moore, Zeit Ludwigs XVI. Frisur à la Clorinde.

Marie Antoinette liebte es, neue Frisuren zu erfinden, und die Damen der Hofkreise eiferten ihr natürlich nach. Die Arbeit des Friseurs wurde eine Kunst und eine Wissenschaft, Marie Antoinettes Leibfriseur Léonard war eine ebenso wichtige als unentbehrliche Person bei Hofe, und die Phantasie, selbst die ausschweifendste, hatte freien Spielraum. Jeder Tag schuf neue Frisuren, jede

Dame hatte das Recht, sich eine eigene zu erfinnen, oder sie überließ es dem erfindungsreichen Kopfe ihres „Akademikers" aus dem Friseurstande, dies zu thun. Und wie Frisuren, so erfand man auch immer neue Namen. Es mußte sozusagen eine tiefere Idee dabei sein, die



12. Miss Moore, Zeit Ludwigs XVI. Frisur à la Cerf volant.

Frisur war kein bloßer Schmuck, sondern eine symbolische Darstellung. Man plünderte um Namen und Formen die Mythologie, die Geschichte und verwendete die Ereignisse oder die Berühmtheiten des Tages. Die Dame setzte zum Beispiel einen Korb mit natürlichen Blumen auf die hochgetürmten Haare und nannte das à la Flore; legte sie Obst hinein, so hieß das Frisur à la Pomone; breitete

sich ein Aehrenfeld auf dem Haupte aus, so war das à la Ceres; saß ein Helm darauf, à la Minerva. Es gab Köpfe, die trugen einen Blumengarten, andere schmückten sich mit Lorbeer und Eichen, das wurde à la Victoire



13. Miss Moore, Zeit Ludwigs XVI.
Frisur Britannia rules the waves.

genannt; andere hatten einen Tempel oder ein Zelt auf dem Kopfe. Wählte man einen einfachen Stil, so war das à la Saporité (zum Anbeißen; siehe Bild 10). Es gab Frisuren à la Hamlet, à la Figaro, à la Clorinde (Bild 11), à la Cerf volant (Bild 12); oder Caprice de Voltaire, Consideration, Inclination, auch à la Philo-

sophie. Die Aufzählung und Beschreibung aller dieser Modenarrheiten würde ein dickes Buch füllen.

Natürlich blieb diese Sucht, sich durch eine möglichst



14. Miss Moore, Zeit Ludwigs XVI.
Karikatur der Frisur einer Modedame.

phantastische Frisur auszuzeichnen, keineswegs auf Paris beschränkt. Die Damen in London, Berlin und Wien machten es nicht besser, sondern wetteiferten mit denen des

Pariser Hofes. In England setzte sich eine ein Schiff mit britischen Flaggen auf das hoch aufgepuffte Haar; das war die Frisur Britannia rules the waves (England beherrscht das Meer). Miß Moore hat aus der überreichen Fülle der damaligen Modefrisuren nur jene herausgewählt,



15 Miss Moore, Frisur à la Grecque.

die sich heutzutage noch ohne allzu große Mühe und Kosten nachahmen lassen. Viele dieser Kunstwerke erforderten aber ein kleines Vermögen und viele Stunden Zeit, so daß sie in Wirklichkeit kaum noch herstellbar sind. Natürlich fanden die Karikaturenzeichner damals ein reiches Feld für ihren satirischen Stift. Nach einer solchen zeitgenössischen Karikatur hat sich Miß Moore die Frisur auf Bild 14 herstellen lassen. Es erforderte keine geringe Kunstfertigkeit

ihres Friseurs und nicht wenig Geduld ihrerseits, diese Frisurkarikatur fertig zu bringen.

Nach der großen Revolution, die große Verwilderung in der Frisur aufbrachte, kehrten die Damen zur Einfachheit zurück. Griechische Kleidung und griechische Haar-



16 Miss Moore als Malibran.

tracht wurde Mode, und der Ausdruck der Gesichter änderte sich infolgedessen auffallend, wie die Porträts aus jener Zeit beweisen; à la Grecque (Bild 15) war die Mode des Direktoriums und auch noch des Konsulats. Natürlich wurden die Gesichter der französischen Damen dadurch nicht griechisch, aber der physiognomische Ausdruck gewann eine andere Nuance, als er unter Ludwig XVI. und wäh-

rend der Revolution gehabt hatte. Uebrigens war es gar nicht so leicht, diese antikisierenden Frisuren mit ihren vielen Löckchen in allen Formen und Größen herzustellen, weshalb viele Damen es vorzogen, Perücken zu tragen. Auch aus dem 19. Jahrhundert hat uns Miß Moore



17. Miss Moore als Grossherzogin Maria Anna von Coscana.

drei charakteristische Haartrachten nach vorhandenen Porträts hochgestellter und berühmter Damen vorgeführt. In den dreißiger Jahren tobte ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern zweier Moderichtungen in der Haartracht. Hier waren die sogenannten Bandeaux, dort die Touffes das Feldgeschrei, je nachdem man vorzog, die Haare glatt anzulegen oder sie in lockigen Puffen zu ordnen. Da brachte die berühmte Sängerin Malibran eine neue Mode

auf, die eine Vereinigung der beiden einander befehdenden Stile war. Als Desdemona in Rossinis „Othello“ erschien sie zuerst in dieser Frisur, rechts und links je vier lange, wagerecht angesteckte Locken, welche das Ohr bedeckten, während die Haare vom Vorder- und Hinterkopf



18. Miss Moore als Königin Viktoria von England, vor ihrer Thronbesteigung.

auf dem Scheitel in einen Phantasieknoten gewunden waren, den ein juwelengeschmücktes Band festhielt und oben eine Rose krönte.

Diese M a l i b r a n - F r i s u r (Bild 16) wurde schnell Mode, verfiel aber natürlich alsbald mannigfachen Ausartungen. In pompöser, aber plumper und steifer Ausgestaltung sehen wir die Malibran-Frisur auf dem Haupte

der Großherzogin Maria Anna von Toscana. Die lockigen Seitentouffen sind beträchtlich vergrößert, wozu man natürlich Füllmaterial brauchte. Statt des Phantasieknotens aus eigenem Haar prangt auf dem Haupte ein wahrer Berg von künstlichen Flechten, umwunden mit Diamantschmuck, während ein prächtiges Diadem auf der Stirne den fürstlichen Kopfputz vollendet. Ein solches Monstrum von Frisur eignete sich natürlich nicht zur täglichen Haartracht, oder überhaupt für bürgerliche Kreise. Es verlangte, daß die Trägerin sich wenig oder gar nicht bewege, konnte daher nur für Hofempfänge oder ähnliche steifzeremonielle Feierlichkeiten in Frage kommen.

Diesem geschmacklosen Pomp gegenüber berührt um so angenehmer die einfache und kleidsame Frisur der jungen Königin Viktoria von England, die sie vor ihrer Thronbesteigung trug (Bild 18). Sie giebt dem Gesicht etwas Stilles und Sanftes, echt Weibliches und beschließt daher mit Recht nicht nur vom chronologischen, sondern auch vom ästhetischen Standpunkte unsere Reihe. Denn was immer die Mode unseren Frauen für eine Haartracht aus dem unerschöpflichen Füllhorn ihrer phantastischen Erfindungen bringen mag — eines müssen wir von ihr verlangen: daß sie den Reiz holder Weiblichkeit erhöhe, aber nicht beeinträchtige, verzerre oder entstelle. Gesicht, Haartracht und Kopfputz stehen in einer innigeren Verbindung, als man für gewöhnlich glaubt, jede Dame von Geschmack thut gut, nicht nur die herrschende Moderichtung, sondern auch die Anforderungen ihrer individuellen Natur zu berücksichtigen, wenn sie gefallen will. Nur eine den Regeln der Schönheit entsprechende Mode hat Anspruch darauf, vor einem feineren Beurteiler zu bestehen, und geschmacklose Auswüchse vermögen vielleicht Aufsehen, nicht aber Wohlgefallen zu erregen.





Das Todesgeheimnis.

Ein kleiner Roman aus dem slowenischen Bauernleben.

Von Paul Maria Lacroma.



1.

In den Alpen des österreichischen Küstenlandes — den Julischen nach topographischer Benennung — haust ein slawischer Menschenschlag, so wild und rauh, wie der Windesodem, der die zerklüfteten Zinnen seiner Bergheimat umtobt. Von der allumfassenden Kultur des verflossenen neunzehnten Jahrhunderts sind zwar die größeren Marktflecken der Thalgründe etwas beleckt, allein bis ihr Segen in die Ansiedelungen der schroffen Alpenriesen zu bringen vermag, muß wohl erst das heißersehnte Dampfroß als Vorspann in die allerdings prächtige, doch weltentrückte Gegend einziehen.

Menschliches Empfinden findet sich aber allenthalben auf der Erde, folglich auch in den wenig bekannten Alpendörfern der stolzen Bergkette, die zwischen Welsch und Windisch ebenso trotzig aufragt, wie der Starrsinn beider Nationen.

Die Gefühle der menschlichen Brust äußern sich, wie



männiglich bekannt, in erster Linie durch Lieben und Hassen. Elegische Empfindungen jedoch mit all ihrem bethörenden Gefolge sanfter Regungen und süßer Liebkosungen sind unter dem rauhen Bauernvolk dort so selten, wie die weißen Gemsen des Hochgebirgs.

Die Liebe, mit welcher der Kulturmensch, der nach Gold und Reichtum fahndende, trotz aller Gier und allem Ehrgeiz noch rechnet, ist den rohen Gesellen ein unbekannter Standpunkt; bei den Slowenen der Berge wird fast nur gefreit und geheiratet, wenn die betreffenden Felder und Waldkomplexe zum Arrondieren sich eignen. Auch der Viehstand ist oft maßgebend, und manch ein Bauer führt ein Dirnlein heim, weil die Kühe ihres Vaters ihm ins Auge gestochen haben. Im übrigen weiß sich der vermeintlich „dumme Bauer“ ebenso wie der Städter zu trösten und zu helfen.

Die Branntweinflasche ist gar oft die Auserlesene, und so macht sich der Alkoholismus breit, zieht immer größere Kreise und erstickt die Regungen besserer Gefühle. Leider nur zu oft auch im Weibe, das sich ebenso wie der Mann betrinkt.

Trotzdem, oder vielleicht gerade des Schuldbewußtseins halber, sind die Leute ungemein fromm, und die Bevölkerung strömt von nah und fern an Sonn- und Feiertagen in die jeweilige Ortskirche. Die Gefühle, die ihre Brust schwellen, sind aber nicht immer fromm; denn die bösen Leidenschaften: Haß, Neid und Jähzorn beherrschen die rohe Masse weit mehr, als die veredelnde Liebe, die sich am allerwenigsten in der durch christliche Gebote vorgeschriebenen Nächstenliebe äußert.

Löbliche Ausnahmen giebt es wohl überall. Gospod Miha*) Krojač jedoch, der reiche Bauer aus Zabče, der

*) Michael.

so hoffärtig war, daß er den Herrentitel beanspruchte und durchaus nicht schlechtweg Miha genannt sein wollte, zählte gewiß nicht hierzu. Dies bewies der Zornesblick, den er dem Bauern Ivan Modreji zuschleuderte, als dieser, der einen langjährigen Prozeß gegen ihn gewonnen hatte, ihm versöhnlich die Hand darreichte, während die beiden in der großen Tolmeiner Kirche beim Hochamte zusammentrafen.

Jahrelang waren sich die grimmen Feinde sorgfältig im Wirtshaus sowohl als in der Kirche ausgewichen, und nun waren sie doch durch die Konfusion, die eine ohnmächtig gewordene Städterin hervorgerufen hatte — sie konnte offenbar die keineswegs angenehmen Düfte der vollgepfropften Kirche nicht ertragen — nahe aneinander geraten.

Ivan war sehr abergläubisch. So hatte er es denn als einen Fingerzeig Gottes angesehen, daß er mit Miha im Kirchengewühle zusammengetroffen war, und bot daher seinem Todfeind angesichts des Hochaltars mit dem sanftblickenden Madonnenantlitz zum zweitenmal die Hand. Allein ein furchtbarer Fluch, der zischend wie das Fauchen einer giftspeienden Schlange den zornbebenden Lippen Gospod Mihas entfuhr, war der einzige Lohn seines Entgegenkommens. Da aber im selben Augenblick der Priester das Allerheiligste erhob, um unter Weihrauchwolken und erhebendem Orgelklang den Segen zu verteilen, beugte Ivan Modreji nicht allein sein Knie in Demut, sondern auch seinen harten Bauernsinn und bot dem unversöhnlichen Feinde zum drittenmal die Hand, indem er ihn zugleich durch einen Glückwunsch zur Geburt seines Knaben milde zu stimmen trachtete.

Das brachte jedoch den anderen erst recht in Wut. Hatte er doch kaum vor Jahr und Tag als reifer Fünfziger geheiratet, weil Ivan einst seine Braut heimgeführt hatte! Daher datierte auch die ganze Feindschaft.

Gospod Miha schob dem Glückwunsch einen beleidigenden Sinn unter und geriet in solchen Zorn, daß er, der geheiligten Stätte ungeachtet, den armen Ivan anspie und mit einem gewaltigen Fußtritt von sich stieß. Wutschnaubend murmelte er dabei: „Hudič te ozemi — hol dich der Teufel samt deinem Glückwunsch! Daß es mein Sohn ist, der mir geboren ward, wird dich die Zukunft lehren, und der Haß, den ich gegen dich und deine verdammte Sippe in ihm großziehen werde. Bevor er Vater und Mutter auszusprechen vermag, soll er es lernen, dir zu fluchen, du Elender!"

Blitzschnell hatte sich die widerliche Scene abgespielt. Zum Glück war das Allerheiligste bereits im Tabernakel, und der Dekan samt den assistierenden Kaplänen in der Sakristei verschwunden, sonst würde der zügellos Erregte auch noch ein Sakrileg begangen und die Kirche entweiht haben. Aber Ivans maßvolles Benehmen beugte zum Glück solch gräßlichem Skandal vor.

Im Anblick des Gekreuzigten, den eine gleichsam warnend ausgestreckte Hand von der Kanzel herab aller Augen vorhält, wußte sich Ivan zu fassen. Er beugte sich in Demut vor dem Erlöser, der die Sünden der Welt auf sich genommen und tausendmal mehr gelitten hatte als er, und ließ sich sowohl den Fußtritt als den Fluch gefallen, ja, selbst das drohende Schlußwort: „Wir treffen uns noch!" das ihm sein Todfeind zuschrie, als er die Kirche auf dem kürzesten Wege, durch die Sakristei, verließ.

Ohne den üblichen Gang ins Wirtshaus zu machen — die Bauern gehen, außer am Ostersonntag und ersten Weihnachtstage, von der Kirche direkt in ihre Stammgostilna —, schlich Ivan Modreji tiefsinnig und bekümmerten Herzens nach Hause.

Es war ein langer, mühseliger, wenn auch herrlicher Weg, der ihm bevorstand. Für die Schönheit der Natur

hat der Bauer jedoch kein Auge, und die vielen Marschstunden in das hochgelegene, von üppiggrünen Bergwiesen gekrönte Čadradorf galten ihm stets mehr als Zeitverlust, denn als erhebender Genuß.

Stumpfsinniger denn je wanderte Ivan dahin, nicht achtend des Sonnenbrands, der prächtigen Fluren, der schäumenden Tominskawasser. Immer und immer wieder dachte er nur an Gospod Miha und an seine Todfeindschaft. —

Die beiden Männer, die in der Kirche so hart aneinander geraten, waren sich bereits als junge Burschen feindlich gesinnt gewesen, da beide die schöne, blonde Anza*) vom Plattenwirt umwarben. Ivan aus Liebe und Gospod Miha von wegen der Aussteuer und der angeblich vollen Geldtruhe des alten Vaters. Dieser hatte nur drei Kinder. Dem ältesten Sohne gebührte das Anwesen samt Wirtshaus; den zweiten hatte er studieren lassen und in solcher Weise auf eigene Füße gestellt. So blieb denn das Bargeld für die einzige Tochter.

Der Plattenwirt hatte 1809 in den Franzosenkriegen mitgethan, ja, er sollte sogar zu jenen tapferen Bauern zählen, die dem Helden des Predildenkmals, dem als leuchtendes Beispiel mutiger Soldatentreue gefallenen Hauptmann Hermannsdorf, geholfen hatten, die gähnende Flitscherklause mit Reisig zu maskieren, so daß eine große Schar stürmisch einhersprengender französischer Kavalleristen spurlos in dem furchtbaren Schlund verschwand.

Die That, deren sich der alte Plattenwirt seinen Gästen gegenüber so gerne rühmte, war allerdings nicht historisch nachweisbar, wie der Heldentod des Fortverteidigers, gewiß war es aber, daß der Alte das angeblich dazumal eingebüßte Auge noch immer betrauerte, und daß man ihn allgemein den einäugigen Franzosenfresser nannte.

*) Anna.

Das Gebrechen des Vaters verlieh der blonden Anza nach Gospod Mihas Ansichten einen doppelten Wert, indem der verschmitzte Bauer kalkulierte, daß der alte Plattenwirt seiner Zeit nur ein Auge zu schließen habe, mithin ihm das Sterben leichter fallen würde. Die Erbschaft der vielbesprochenen und vielgerühmten Geldtruhe deuchte ihm dadurch nähergerückt, mithin die dralle Dirne um so begehrenswerter.

Auch dem Plattenwirt war der reiche Bauer aus Zabče als Eidam willkommen. Besaß er doch das einzige ziegelgedeckte Haus des Dorfes, was in jenen Zeiten ganz gewaltig imponierte. Die beiden verstanden sich daher prächtig und wurden um ein paar stämmige Gebirgsgäule, die der Plattenwirt beanspruchte, handelseinig. Allein die Hauptperson des ländlichen Romans, die verschacherte Bauernmaid, wollte nicht.

Sie liebte den Ivan Modreji aus Čadra und erklärte ihrem Vater, nicht etwa unter Thränen wie ein Stadtfräulein es gethan hätte, vielmehr unter derben Flüchen, daß sie dem Ivan und keinem anderen zum Altare folge und ihr erstes Kind erdrosseln würde, wenn der Vater sie zwänge, den verhaßten Miha Krojač zu heiraten.

Die schreckliche Drohung wirkte; denn leider grassiert der Kindsmord in jenen Bergen so sehr, daß sich der Bürgermeister einer größeren Ortschaft hinreißen ließ, einen berühmten Görzer Rechtsanwalt ganz naiv zu bitten, er möge doch um Gottes willen die Kindsmörderinnen nicht gar so gut verteidigen, da die sündigen Weiber sich allzusehr darauf verließen.

Der Plattenwirt hätte zwar die Schande allenfalls noch ausgehalten, aber des Studierten halber, des Sohnes, der bei Gericht praktizierte, mußte solcher Greuelthat vorgebeugt werden. Gipfelt doch des Bauernvolks größter Stolz in ihren dem Studium gewidmeten Söhnen. Kein

Opfer und keine Entbehrung ist dem daheim darbenden Bauern groß genug, um seinen Sohn studieren zu lassen und ihm hierdurch den Weg zu Amt und Würden zu bahnen.

So opferte denn auch der Plattenwirt seinen Heiratsplan, und die blonde Anza schritt mit ihrem geliebten Ivan zum Traualtar.

Aber das Glück blieb ihr nicht treu. Ihr Mann war zwar nach bäuerlicher Ansicht und Sitte der liebevollste Gatte, allein die Ränke des verschmähten Bräutigams vergällten ihr das Leben.

Gospod Miha konnte die schroffe Abweisung des Mädchens weder verwinden noch verzeihen, nicht einmal als der Plattenwirt sein einziges Auge mühelos geschlossen, und man die famose Geldtruhe vergebens gesucht hatte. Das Ehepaar hoffte nun, wenigstens von nun an ein friedliches Dasein gewärtigen zu können, allein der unversöhnliche Bauer haßte beide nach wie vor und rächte sich durch offene Fehde. Sein erster boshafter Streich war, daß er während eines Pirschganges den angeblich jagenden Herdenhund des verhaßten Ehepaares vor den Augen der jungen Frau erschoß und dadurch auch noch die prächtigsten Lämmer ihres Besitzes in einen Felsenschlund versprengte.

Ivan klagte zwar ob Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und ob des Schadens bei Gericht; doch vergebens, da Miha als Jagdherr den bestehenden Gesetzen gemäß in seinem Rechte war und durch Eid bekräftigte, daß der Herdenhund gejagt habe.

Der arme Ivan hatte kaum den einen Schlag verwunden, als Gospod Miha einen Grenzstreit vom Zaun brach und den großen Prozeß anstrengte, den Ivan in zwei Instanzen verlor.

Jahre und Jahre hatte der erbitterte Kampf gedauert. Die Advokaten wurden reich dabei, dem armen Ivan jedoch

schwand Hab und Gut dahin, und was das Aergste war: es fraß ihm am Lebensmark. Seine Schaffenslust erlahmte, wodurch Haus und Hof und sein ohnehin zusammengeschmolzener Besitz doppelt litt. Söhne hatte ihm das Schicksal versagt. Seine beiden Töchter halfen zwar tüchtig Feld und Flur bestellen, sowie das Vieh besorgen; dennoch fehlte die männliche Kraft in seinem Bauerngehöft, und einen Großknecht zu halten, langte es seit dem vielen Prozessieren nicht mehr.

Als Ivan den Prozeß in zweiter Instanz verloren hatte, wurde er tiefsinnig. Zum Glück für die Seinen war er sehr fromm. Der Trost der Religion hielt ihn daher aufrecht und nicht die in den Bergen so fatale Branntweinflasche. Den starken Mann dahinsiechen zu sehen ohne ein ausgesprochenes körperliches Leiden — daß er nervenkrank war, begriff weder seine Frau noch der zu Rat gezogene Bezirksarzt — war aber so erschreckend für die arme Anza, daß sie den heroischen Entschluß faßte, den Krieg gegen den Todfeind auf eigene Faust fortzuführen.

Das treue Weib bedachte ganz richtig, daß vor allem die Ursache der dumpfen Verzweiflung ihres Mannes behoben sein müßte, damit er neuerdings zu Mut und Kraft und der so notwendigen Lebenslust gelangen könne.

Anza beschloß also, sich des leidigen Prozesses halber, der ja schließlich noch in dritter Instanz gewonnen werden konnte, an einen besonders tüchtigen Rechtsanwalt zu wenden. Daß dies ein schweres Stück Geld kosten würde, verhehlte sich das brave Weib durchaus nicht. Aber Anza besaß einen kleinen, stets geheim gehaltenen Schatz, den sie für den teuren Mann gerne opfern wollte.

Die Bäuerin hatte nämlich nach dem Tode ihres Vaters beim Aufräumen seiner Stube, deren Einrichtung ihr testamentarisch zukam, unter einer hohltönenden Diele in einer großen Ochsenblase eine Anzahl Münzen aufgefunden. Sie

schwieg wohlweislich den Brüdern und allen gegenüber und freute sich im stillen, daß die Geschichte der Geldtruhe doch nicht völlig aus der Luft gegriffen war. Selbst ihrem Ehegemahl sagte sie nichts hiervon, auf daß sie im Notfalle frei über ihr Eigentum verfügen könne. Und nun war der Augenblick hierzu gekommen.

Angeblich, um die Aussteuer für ihre Aelteste, die sich im Thale unten mit einem wohlhabenden Bauern verlobt hatte, zu besorgen, erklärte sie, in die Stadt gehen zu müssen. Der gute Ivan, der in seiner Schwermut zu allem: „Uže prav, uže prav — schon recht, schon recht,“ sagte, ließ sie willig ziehen.

Anza nahm ihren Schatz, ebenso etwas anderes höchst Wichtiges, das sie jetzt erst ins Treffen führte, verwahrte beides wohl und ging vor allem zu ihrem bisherigen Tolmeiner Advokaten, um sich die Akten des Prozesses herausgeben zu lassen. Dieser meinte, die Eheleute seien ob der Fruchtlosigkeit ihres Prozessierens endlich des langen Haders müde. Da er stets gut bezahlt ward und sich für den Rest gedeckt wußte, gab er die Akten mit dem Bemerken zurück, daß gegen Gospod Miha nicht aufzukommen sei: er hätte zu viele gute Freunde bei Gericht.

Während der langen Fahrt in dem vollgesteckten Postwagen hatte Anza vollauf Zeit, über den Ausspruch ihres Rechtsrates gehörig nachzudenken. So aufrichtig war der gute Mann bisher niemals gegen sie gewesen. Um so fester stand ihr Entschluß, den Prozeß besseren Händen anzuvertrauen.

Die Schönheit der Landschaft und der nahezu bis Görz den wildschäumenden, tiefblauen Fluten des Isonzo entlang sich schlängelnden Straße vermochte sie keinen Augenblick zu fesseln. Nur als der vielbesuchte Wallfahrtsort Monte Santo erreicht ward, bekreuzigte sie sich und betete ein Ave, auf daß die Mutter Gottes ihr Vorhaben segnen

möge. Daß zugleich die Abendglocken von der Höhe des heiligen Berges herniedertönten, betrachtete Anza als gutes Omen. Frohgemut fuhr sie kurz darauf in das von reizenden Villen umkränzte Görz ein, dessen Wahrzeichen, das alte, hochragende Grafenkastell, bereits zwischen dem dunklen Geäst der hundertjährigen Cypressen von Salkano, als blasser Schemen vergangener Herrlichkeit, auftauchte.

Fest schlief Anza die ganze Nacht hindurch in der beliebten Slowenenherberge am Cornoplatze. In aller Frühe war sie aber schon auf den Beinen, um den erwünschten Rechtsanwalt aufzusuchen. Sie erkundigte sich nicht etwa nach dem besten oder teuersten oder gar meist beschäftigten und angesehensten Rechtsanwalt, sondern nach dem jüngsten. Das verschmitzte Bauernweib bedachte, daß ein junger Advokat, der noch keine große Praxis hatte, sich ihr viel besser zu widmen vermöchte und überdies viel größeren Eifer entwickeln würde.

In der Herrengasse, in einer bescheidenen, im Hofraum gelegenen Kanzlei, fand sie den richtigen Mann. Anza begann damit, daß sie dem im Vorzimmer faulenzenden Schreiber einen harten Gulden in die Hand drückte, um sogleich vorgelassen zu werden. Das war eigentlich überflüssig, denn die Konferenzen erdrückten den jungen Doktor der Rechte durchaus nicht. Er empfing daher die Klientin sofort. Anza, die von Welt und Menschen recht praktische Begriffe hatte, begann auch bei dem Rechtsanwalt mit Geld herauszurücken, nur schätzte sie den so hoch, daß sie ihren ganzen Münzenfund ihm vorlegte und sagte: „Das alles schenke ich Ihnen, wenn Sie mir meinen Prozeß gewinnen."

Diese Bekräftigung ihrer Worte entlockte dem jungen Doktor ein schmunzelndes Lächeln. Vorsichtig erkundigte er sich aber nach der Herkunft ihres Schatzes; denn ein solcher war es, wenn die meisten Münzen auch außer Kurs

waren. Doch fanden sich auch mehrere zur Zeit des Napoleonischen Konsulats geprägte vollgültige Napoleons vor, darunter ein merkwürdiges Stück aus dem Jahre 1808, welches auf der Vorderseite das lorbeergekrönte Bildnis Napoleons I. mit der Bezeichnung: „Empereur“ aufwies, während die Prägung der Rückseite „République française“ lautete. Auch vollwertige Kronenthaler aus Maria Theresias Zeiten barg die Ochsenblase, ferner eine Menge alter Münzen, die für Münzsammler einen großen Wert haben mochten, vor allen eine goldene Dogenmünze. Diese Stücke sind höchst selten, da bei der Thronbesteigung des jeweiligen Dogen von Venedig nur elf Stück geprägt wurden; zehn für den hohen Rat und eine für den regierenden Dogen.

Das Geschenk der Bäuerin, deren Erzählung ihr Verfügungsrecht vollauf bekräftigte, wäre schon um der aus dem Jahre 1752 stammenden Dogenmünze willen unbedingt annehmbar gewesen. Der junge Rechtsanwalt besah sich das seltene Goldstück, das den Lagunenherrscher Loredano in Anbetung der Mutter Gottes darstellte, dann kramte er den ganzen Schatz sorglich zusammen, that alles wieder in die Ochsenblase, versiegelte diese vor den Augen der staunenden Bäuerin und erklärte, ihr Geschenk nicht früher annehmen zu können, als bis er es verdient habe, doch vorläufig den interessanten Münzenschatz als Depot verwahren zu wollen.

Den diesbezüglichen Empfangschein stellte er auch sofort aus und drückte ihn der Bäuerin in die zitternde Rechte.

Wenn Anza das alles nicht selbst erlebt hätte, so hätte sie nimmer daran geglaubt. Die gute Bäuerin durchschauerte jählings der heillose Schreck, daß der junge Rechtsanwalt vielleicht zu ehrlich sei, um seines Amtes gehörig zu walten.

All die unzähligen Opfer, die ihnen der Prozeß an

Geld und Gut gekostet hatte, fuhren ihr so blitzartig durch den Kopf, daß sie die einstürmende Gedankenflut kaum zu fassen vermochte. Hatte sie doch sogar mit Todesgefahr ein Kalb — ein lebendes, auf daß man es nicht verendet wähne — den gefährlichen, stellenweise kaum fußbreiten Cadraweg hinabgetragen, um sich ihrem Rechtsvertreter freundlich zu erweisen; denn dieser hatte bei Darbietung von Obst und seltenen Alpenblumen für seine Gattin ganz impertinent die Nase gerümpft. Anzas gesunder Menschenverstand sagte ihr, daß ein imponierendes Geschenk am Platze sei. Deshalb brachte sie das Kalb dar, und deshalb rückte sie auch beim Görzer Advokaten sofort mit dem schwersten Geschütz heraus, hatte aber offenbar einen Fehlschuß gemacht, der sie geradezu betäubte.

Der Rechtsanwalt mußte sie zweimal ersuchen, ihr den Fall darzulegen und ihm einen Einblick in die Prozeßakten zu gestatten, so traumverloren saß das Bauernweib da.

Endlich raffte sich Anza zusammen, übergab dem Rechtsanwalt die Akten und erzählte ihm die wunderliche Mär eines sonderbaren, vor hundertfünfzig Jahren vereinbarten Kontraktes.

Ivan Modrejis Urahne, der Bargeld dringend benötigte, verpfändete die strittigen Wiesengründe an Gospod Mihas Urahnen gegen die Summe von blanken hundert Dukaten. Bis zur vollständigen, an keinerlei Termin gebundenen Rückzahlung des Geldes hatte Gospod Mihas Urahne, ebenso wie seine Erben respektive Rechtsnachfolger, den Nießbrauch der Wiesen, deren reiche Ernte sowohl als Pfand wie als Zinsen der geliehenen Summe ihm kontraktlich zugesichert wurde. Da es in alten Zeiten noch keinen Schulzwang gab, und die Bauern vom Lesen und Schreiben absolut nichts verstanden, ward der Vertrag mündlich verabredet, und als Urkunde diente — ein Stock.

Auf einer langen, starken und zugleich geschmeidigen

Weidenrute schnitten die beiden Kontrahenten vor sechs Zeugen je ein Kreuz und nebenan einen Querschnitt ein. Das Kreuz stellte die Unterschrift des Schreibunkundigen und der Querschnitt das betreffende Pfandjahr, welches von dem als Datum geltenden Sonnenwendtage an stets durch einen neuerlichen, vor sechs Zeugen auszuführenden Querschnitt zu bezeichnen war, dar. Der Stock blieb in Händen des Gläubigers, und der Schuldner mußte zu dessen Rückgabe das Geld voll auszahlen, wonach der urkundliche Stock in Gegenwart von Zeugen als Löschung der Schuld entzweigebrochen werden sollte.

Dies ward im Jahre 1668 unter der Regierung des deutschen Kaisers Leopold I., des Türkensiegers, vereinbart und unter gegenseitigem Eide beschworen.

Jahrzehnt um Jahrzehnt schwebte diese Schuld wie ein Damoklesschwert über der Familie Modreji, da nur der hochbetagte Urenkel des ersten Kontrahenten, Blasius Modreji, nach hundertsieben Jahren die Hälfte der für damalige Zeiten enormen Summe zurückbezahlt hatte.

Das Datum bezeugte ein auf dem Stock nach Rastelbinderart mit Draht befestigter Zwanziger, der das Bildnis der dazumal regierenden Kaiserin Maria Theresia trug, sowie die Prägung der laufenden Jahreszahl 1775. Nebenan reihten und häuften sich jedoch wieder die Querschnitte von Jahr zu Jahr an, und erst der Großohm Ivan Modrejis, der seine Bergwälder zu verwerten gewußt und sie einem städtischen Spekulanten behufs Abholzung verkauft hatte, vermochte es, die leidige Schuld zu tilgen.

Dies geschah vor dem k. k. Notar des Tolmeiner Bezirkes, der eigenhändig den als Urkunde dienenden Stock entzweibrach und die originelle Geschichte auch vielfach erzählte.*) Allein in aller Form Rechtens ward das Ge-

*) Thatsächlich.

schäft leider nicht abgethan, denn etwas Schriftliches bestand nicht hierüber, und da die beiden Bauern ihre Schuld vor einer Amtsperson tilgten, so wähnten sie der obligaten sechs Zeugen entraten zu können.

Und hierin lag der Haken.

Der Notar war tot, und nun behauptete Gospod Miha, der Stock wäre seinem alten kindischen Großvater gestohlen worden, die Schuld daher noch nicht getilgt, und das Heu der verpfändeten Wiesen sei nach wie vor ein ihm zukommender Schuldtribut.

Klagen und Prozessieren half nichts, denn alle hatten nun merkwürdigerweise die vielbesprochene Geschichte vergessen.

So erzählte Frau Anza und legte die Stücke des zerbrochenen Stockes auf den Tisch.

Die Augen des aufs höchste interessierten Rechtsanwaltes leuchteten ob des sonderbaren, ja einzig dastehenden Falles, durch den sich der schaffenslustige Mann vor dem höchsten Forum des obersten Gerichtshofes geradezu goldene Sporen zu verdienen hoffte.

Er teilte dem bangenden Bauernweibe seine berechtigten Hoffnungen kurz und bündig mit und hieß Anza getrost von dannen gehen.

Der junge Rechtsanwalt, der so lange nach Klienten geseufzt, wußte sich durch den Prozeß Modreji gegen Gospod Miha Krojač mit einem Schlage Namen, Ansehen und eine gesicherte, sorgenfreie Existenz zu erwerben.

Sein Klageantrag an den obersten Gerichtshof war ein Muster juristischer Tüchtigkeit und Gewandtheit. Er schilderte darin das merkwürdige Faktum des urkundlichen Stockes, zog eine Parallele zwischen dem verbrieften Fideikommiß des stolzen Adels und dem von Mund zu Mund übertragenen Worte des Bauern, das dennoch durch Generationen hoch und heilig gehalten ward. Ein schönerer

Beweis, daß Manneswort und Mannesehre auch im ungebildeten Volke lebe, wäre gar nicht zu finden. Es sei schon deshalb ausgeschlossen, daß der letzte Sprosse solch biederen Bauerngeschlechtes, das so lange Jahre hindurch die Schuld des Ahnen anerkannt, nun noch zum Spitzbuben werde. Vielmehr müsse diese Behauptung ein Racheakt des Gegners sein, dessen Anspruch auf die Wiesen überdies den bestehenden Gesetzen zufolge verjährt sei, da die Familie Modreji bereits mehr denn dreißig Jahre abermals im Besitz der Wiesen gewesen sei.

Eine photographische Aufnahme des ehrwürdigen Stockes mit dem alten Maria Theresia-Zwanziger und den hundertsieben Einschnitten auf der einen und den dreiundvierzig auf der anderen Seite war den Akten als Beleg beigeschlossen.

Die alten Hofräte des obersten Gerichtshofes steckten die Köpfe ganz gewaltig zusammen. Dieser Akt blieb auf keinem Schreibtisch unter den Restanten liegen, sondern der oberste Gerichtshof sah sich bewogen, die Urteile beider vorhergehenden Instanzen in schärfster Weise zu kassieren.

Wie ein Donnerschlag fuhr das in die Provinzialrichterschar, um so mehr, als dem Urteile die Inspektionsreise eines höheren Ministerialbeamten folgte. Der Prozeß wurde in dritter Instanz zu Gunsten Ivan Modrejis entschieden.

Dem armen siechen Manne, dem der Jammer fast das Herz gebrochen hatte, ward Leben und Gesundheit wiedergeschenkt, als sein treues Weib ihm die Freudenkunde mitteilte. Und in der Freude seines Herzens hatte er dem gehässigen Feinde im Gotteshause die Hand entgegengestreckt.

Und was war die Folge davon?

Trübsinniger denn je, verflucht und beschimpft, ja aufs tiefste in seiner Mannesehre gekränkt, wankte der arme

Ivan nun denselben Weg hinan, den er so freudeselig herabgegangen war, um Gott für die günstige Wendung seines Geschickes zu danken.

2.

Am schmucken Bauernhof seiner verheirateten Tochter war Ivan Mondreji verstohlen wie ein Dieb vorbeigeschlichen. Sein Kind durfte ihm nimmer die Schande, angespieen worden zu sein, von der kummergefurchten Stirne ablesen.

Erst die Kühle der Koritaschlucht mit der schmalen Holzbrücke über den wildschäumenden Wassern der Tominška und der nebenan aus ferner Bergwelt einherstürmenden Zadlaščа ließ ihn aus seinem verzweifelten Gedankengang aufschrecken. In seinem für Geräusche seit seiner Krankheit ungemein empfindlichen Ohre wiederhallte das Brausen und Toben der beiden Gießbäche in unerträglicher, sinnverwirrender Art.

Wie von Furien gepeitscht entfloh er dem Toben der von Fels zu Fels brandenden Wasser und keuchte den steilen Pfad zur Dantegrotte hinauf, deren wildromantische Lage inmitten des finsteren Forstes dem italienischen Dichter die Idee zur Beschreibung des Hölleneinganges seiner „Göttlichen Komödie“ eingeflößt haben soll.

Hitze, Durst, Schwindel, Entkräftung überkamen den armen, nervenkranken Mann, während er in voller Mittagsglut den steilen Weg hinanklomm. Das einsam, wie ein verlorener Posten an der Lehne des Berges gelegene Bauerngehöft Na Lazu hätte Ivan allerdings aufsuchen können, um sich wenigstens durch einen kühlen Trunk zu laben, doch er scheute das menschliche Angesicht und floh von hinnen, mühselig den von Schritt zu Schritt steiler werdenden Pfad verfolgend.

Die im Zenith stehende Julisonne warf den Schatten

seines durch jahrelanges Leid abgezehrten Körpers kerzengerade vor ihn hin. Urplötzlich deuchte es ihm, als ob sein dünner Schatten, der bloß den schmalen Pfad einnahm, merkwürdig anschwelle. Das entsetzliche Schattenspiel beängstigte den durch all die traurigen Erlebnisse der letzten Stunden aufgeregten Mann, der seit dem frühen Morgen nichts genossen, in gräßlichster Art. Sein Atem stockte, sein Herz klopfte, seine Schläfen hämmerten unter dem überwältigenden Eindruck des ebenso schauerlichen als sonderbaren Schattenspieles. Umdrehen konnte er sich nicht, da er just die schlimmste Wegstelle an einer im steten Abwärtsgleiten befindlichen Schutthalde passierte, über welche der kaum fußbreite Pfad oberhalb der tiefen Klamm entlangführte.

Angstbebend schritt er weiter. Sein sichtlich anschwellender Schatten gaukelte in wahnsinnerregender Weise vor ihm her. Aber die Hände, die sich im tollen Schattenspiel so jählings, ja mordgierig nach ihm ausstreckten, konnten doch unmöglich die eigenen sein!

„Herr im Himmel, steh mir bei!“

Mit diesem Schreckensruf sank Jvan Modreji in die Kniee. Zugleich fühlte er neben sich etwas durch die Luft sausen und die Schutthalde ins Rollen geraten. Deren Rand hatte er zum Glück fast erreicht, so daß seine Hände, denen bloß das lockere Erdreich als Stützpunkt diente, sich auch nach dem spärlichen Brombeergesträuch und den zäheren Thymianwurzeln ausstrecken konnten, die als kümmerliche Vegetationsvorläufer zwischen Sand und Geröll sproßten. Trotzdem schwebte er aber jetzt über dem Abgrunde, aus dessen Tiefe donnernde Laute zu seinem Ohre hinandrangen.

Eine Staubwolke aufwirbelnd, prasselte Stein und Geröll in den Abgrund hinab. Dazwischen hörte man das wiederholte dumpfe Anprallen von etwas Massigerem,

Schwerem und dennoch Elastischem, das zuletzt in den gurgelnden Wassern des Schlundes ganz entsetzlich aufklatschte.

Dann nichts mehr. —

Wie lange Ivan Modreji zwischen Himmel und Abgrund geschwebt, wußte er nimmer zu sagen. Er war sich nur bewußt, keinerlei Bewegung gewagt zu haben, solange die greulichen Töne aus der Tiefe zu ihm heraufdrangen. Endlich war der letzte der unheimlichen Laute verhallt, und der Unglücksmensch, der mehrere Meter abgeglitten war, machte sich zitternd und zagend an die Rettung seines Lebens. Mit Füßen und Händen arbeitete er sich hinauf, rieb sich die Kniee wund und schlug sich die Nägel blutig an dem scharfkantigen Kalkgestein. Auf dem Bauche kriechend, wand er sich zwischen Wacholdergestrüpp, Zwergkiefern, massenhaften Disteln und ihm wie zum Hohne prächtig blühenden und duftenden Steinnelken dahin.

Längst schon hatte Ivan Modreji den nach Čabra führenden Fußsteig erreicht, doch kroch er noch immer einher, so gänzlich von Sinnen war er. Erst als er angesichts der Häuser des Dorfes sich befand, wollte er aufstehen und gehen, konnte es aber nicht mehr. Er fiel nach vorne auf seine blutigen Hände zurück und vermochte es nur in dieser Weise, sein Haus zu erreichen, an dessen Schwelle der Aermste besinnungslos zusammenbrach.

3.

Die Wolken hingen so tief hernieder, daß nicht allein die Skerbina mit der scharfen Spitze des Kuks, sondern auch die gesamte Kette der minder hohen Berge in dem finsteren Gewölk verschwanden. Selbst der herrliche, kegelförmige Schloßberg, der wie ein verlorenes Spielzeug der Alpenriesen mitten im Thale aufragt, steckte in dem bedrückenden Wolkenmeere, aus welchem nur sein dunkler Tannengurt auftauchte.

Der Dechant des Tolmeiner Pfarrsprengels, der sorgenschwer das dräuende Wolkenspiel verfolgte, schloß die Fenster, damit die dunklen Massen ihm nicht auch noch in die hellgetünchte, freundliche Stube drängen. Da klopfte es an seine Thür, und zugleich trat auch schon Anza atemlos herein und bat, ihren im Sterben liegenden Gatten mit den Tröstungen der Religion zu versehen.

„Weib, in dem Wetter sollen wir mit dem Allerheiligsten nach Čadra?" entfuhr es dem Dechanten. „Unmöglich! Seht Euch doch die Wolken an, die über der Skerbina und der ganzen Landschaft hängen."

„Hochwürden," rief Anza, „ich komme ja aus den Wolken, weshalb sollte ich sie da noch ansehen?"

Das klang fast beschämend in seiner unleugbaren Wahrheit, da der Čadraberg gänzlich verdeckt war.

„Das Wetter ist durchaus nicht so drohend, als es den Anschein hat," fuhr Anza dringender fort. „Es hält sich gewiß noch einige Stunden. Die Sonne steht bis acht Uhr am Himmel, auch wenn der graue Nebelmantel sie unseren Augen entzieht. Schlimmsten Falles kann ja der Herr Kaplan, dessen Beichtkind mein armer Mann ist, in Čadra übernachten."

„Gut!" entschied der Dechant. „Euer Mann ist ein zu guter Christ, um ihm die letzte Oelung zu versagen. Aber seit wann steht es denn so schlimm mit ihm? Er war doch heute in der Kirche, wo leider Gospod Miha sich Gott und ihm gegenüber schwer vergaß."

„Das ist's, was ihm den Todesstoß gegeben hat!" jammerte Anza. „Er spricht Schreckliches durcheinander, er scheint in seiner Verzweiflung abgestürzt zu sein und sagt fortwährend, er könne nicht sterben, ohne gebeichtet zu haben."

„Dasselbe sagt mir Eure Tochter," sprach der inzwischen eingetretene Kaplan. „Ich denke, wir beeilen uns daher, wenn Hochwürden glauben —"

„Mit Gottes Hilfe wollen wir es wagen!" entschied der Dechant, der persönlich in die nahe Kirche ging und dem jungen, kräftigen Kaplan, der dem Sturmesdrohen leichter die Stirne zu bieten vermochte, das Allerheiligste einhändigte.

Bis zur Ziegelbrennerei an der schäumenden Tominska gab er ihm das Geleite, und überall, wo die kleine Gruppe mit dem davor klingelnden Meßner vorbeiging, lag die Bevölkerung auf den Knieen, sich andächtig bekreuzigend.

Die in Schmerz aufgelöste Anza und ihre Tochter riefen die allgemeine Teilnahme hervor, und Lippe um Lippe murmelte im aufrichtigen Bangen: „Gott gebe, daß alle glücklich nach Čadra kommen!"

— — — — — — — — — — — —

Schreckliches mußte es gewesen sein, das der arme Ivan gebeichtet hatte, da dem tieferschütterten Kaplan, mehr noch als dem Todkranken, der kalte Schweiß von der Stirne perlte. Und dennoch sprach sein Mund das „Ego te absolvo in nomine Domini!" aus überzeugungsvollem Herzen und mit ganzer Seele.

— — — — — — — — — — — —

Das in den Abendstunden fast wunderbar hintangehaltene Unwetter brach in der Nacht mit doppelter Heftigkeit los. Seit Menschengedenken entsann man sich keines so wildtobenden, verheerenden Sturmes. Die Ernte war dahin. Der Blitz schlug mehreremal ein und entzündete auch den großen Heuschober des Raunabauern, dessen Gehöft hoch oben über Polubino lag. Den hohen Berg, auf welchen nur ein schmaler Ziegensteg und kein Weg hinaufführt, vermochte niemand mit Löschgeräten zu erklettern, und so ließ man denn brennen, was brannte.

Im Thale unten war rasche Hilfe jedoch am Platz. Es war gerade Triftzeit. Für hunderttausend Gulden

Schlagholz schwamm auf den tobenden Wassern. Das mußte geborgen werden.

Seit der Großohm Ivan Modrejis seine Wälder zur Tilgung seiner Schuld verwertet, hatte sich nämlich der Holzhandel zur Hauptindustrie des Landes gestaltet. Die prachtvollen Waldungen wurden regelrecht abgetrieben, und zur Sommerszeit ward das Holz den teils bestehenden, teils künstlichen Riesen entlang von stolzer Bergeshöhe in die Tominska hinabgeschleift und geschleudert. Dies billige Beförderungsmittel war jedoch ein großes Wagnis bei Hochwasser. Und ein solches trat ganz unerwartet infolge des nächtlichen Wolkenbruches ein. Das Holz ward trotz des schützenden Wehrs von der angeschwollenen Tominska fortgeführt. Es galt daher, es zu bergen, bevor die schwimmenden, pfeilschnell einherschießenden Massen in den nahen Isonzo traten; denn in dem wildschäumenden Fluß wäre alles verloren gegangen.

Während daher die funkensprühende Lohe in Rauna oben sich in einer Weise entwickelte, daß der Berg einem feuerspeienden Vulkan glich, rannten alle, die nur stehen und gehen konnten, aus Tominskaufer hinab, um sich an der Bergung des Holzes zu beteiligen.

Der besondere Eifer war auf den Umstand zurückzuführen, daß jeder sozusagen sein eigenes Kapital rettete, indem ein gewisser Prozentsatz dem glücklichen Berger des Schwemmgutes zukam.

Alt und jung, groß und klein machten sich folglich daran, das vorbeischießende Holz teils mit langen eisenbeschlagenen Stangen, den Grieshaken, teils mit den kürzeren Zapinen oder auch mit Rechen, ja, selbst mit den Händen einzufangen. Bis zu den Lenden standen die wetterharten Bergbewohner bei flackerndem Laternen- und Kienspanfeuerschein im Tominskawasser, doch meist vergebens. Das Holz schoß so blitzschnell dahin, daß es immer

und immer wieder im Wirbel der tosenden Wasser untertauchte. Es regnete überdies in Strömen, wodurch die Bergung sich endlich nahezu zur Unmöglichkeit gestaltete.

Auf der dazumal noch aus Holz bestehenden Tominskabrücke standen die Weiber und Kinder von Tolmein, Zabče, Zalog und anderen naheliegenden Ortschaften Kopf an Kopf gedrängt und tauschten ihre Bemerkungen aus. Alle waren der Meinung, daß das Unwetter kein natürliches, und daß etwas Sündhaftes geschehen sein müsse, um solchen Aufruhr der Natur hervorzurufen. Zu mindest hatte sich jemand erhängt, da nur, wenn der Teufel mit einer besonders schwarzen Seele zur Hölle fahre, Gott seinen Zorn so gewaltig offenbare.

Mitten in solche Gespräche hinein, in das Heulen und Schreien der Kinder, wie die Flüche der Männer, von denen jedes entwichene Holzstück begleitet ward, tönte plötzlich ein wilder Schreckensruf. Es schien wirklich etwas Furchtbares geschehen zu sein; denn anstatt des mühsam mit eigener Lebensgefahr harpunierten Holzes zog ein stämmiger Bauer aus den schäumenden Fluten einen Leichnam hervor.

Es war Gospod Miha Krojač. Die Füße der Leiche waren merkwürdigerweise mit zwei Paar dicken Wollstrümpfen bekleidet, wogegen die hohen, nägelbeschlagenen Stulpstiefel des Toten, mit denen Gospod Miha stets so gerne prahlte, am Hosengurt auf seinem Rücken hingen.

Dies wußte sich niemand zu erklären, und es erhöhte noch das Rätselhafte des schauerlichen Leichenfundes, der ungemeines Aufsehen hervorrief, um so mehr, als dem mutmaßlichen Wassertode nach ärztlichem Befund eine andere Katastrophe vorangegangen sein mußte, da Mihas Kopf unförmlich zerschlagen war, und sein ganzer Körper Rißwunden und Prellungen aufwies.

Man schloß folglich auf einen Meuchelmord, und dessen

beschuldigte die öffentliche Meinung den armen Ivan Modreji.

Die langjährige Feindschaft zwischen ihm und dem Verstorbenen rief den schrecklichen Verdacht hervor, der auch in Erinnerung der widerlichen Scene in der Kirche überall Glauben fand. Maßgebend war jedoch die Aussage eines alten Weibes, die in den Mittagsstunden des Sonntags den Beschuldigten so verstört an ihrer Hütte vorbeigehen sah, daß er nicht einmal ihren Gruß vernommen hatte. Kurz darauf sei ihm Gospod Miha gefolgt, und zwar lautlos wie ein Geist dahinschwebend, so daß die Alte nicht wenig darüber erschrak und auf seine Rückkehr aufpaßte, um ihn ob seines sonderbaren Gebarens auszuforschen. Sie wartete jedoch vergebens.

Die Alte galt zwar als kindisch, dennoch wurde ihr Geschwätz so ernst genommen, daß sich die Behörde bewogen fühlte, eine Untersuchung des Falles vorzunehmen. Ivan Modreji wurde zu Gericht beschieden, allein er vermochte der Vorladung nicht Folge zu leisten, da er zwar dem Tode zunächst entronnen war, doch seit dem verhängnisvollen Sonntag nicht mehr gehen konnte. Den großen Mann in einer Butte — dem einzigen Beförderungsmittel des Alpendorfes — hinabzutragen, war aber unmöglich; denn selbst die Toten konnten des schmalen Weges halber nur an Balken befestigt zu Thale geschafft und dann erst eingesargt werden.

Die Gerichtskommission mußte sich demnach hinaufbemühen. Sauer genug fiel es dem dazu beorderten Adjunkten und Protokollführer, und schließlich war der gefährliche Gang vergeblich und brachte kein Licht in die geheimnisvolle Todesgeschichte.

Das Verhör Ivan Modrejis ergab keinerlei Resultat. Das verstörte Aussehen, welches das alte Weib an ihm bemerkt hatte, leugnete er durchaus nicht und erklärte es

als ganz natürliche Folge der für ihn so beschämenden, allgemein bekannten Kirchenscene. Doch seit jenem Augenblick hatte er Gospod Miha nicht wiedergesehen. Dies beschwor er hoch und heilig.

An der Wahrhaftigkeit seines Schwures konnte bei dem guten Leumund Ivans nicht gezweifelt werden, um so mehr, als er den Eid in Gegenwart seines Beichtvaters geleistet hatte, der die Gerichtskommission freiwillig nach Cadra hinaufbegleitete und nach geschlossenem Verhör samt der gänzlich gebrochenen Anza das Krankenzimmer betrat.

Da geschah es, daß Ivan, der aschfahl in seinem Bette lag und mit unheimlich großen, tiefliegenden, doch offen und ehrlich blickenden Augen die Gerichtsdelegierten ansah, nach dem Kruzifix verlangte und seine protokollierte Aussage bei dem dreieinigen Gotte beschwor.

Das Gesinde und verschiedene durch die Gerichtskommission neugierig gemachte Dorfbewohner drängten sich durch die offen gebliebene Küchenthür in die sauber gehaltene Stube. Sie alle fielen auf die Kniee, als Ivan Modreji mit hocherhobener Rechten und dem Ausdruck des Märtyrers in Miene und Gebärde seinen Schwur leistete. Daß seinen bebenden Lippen auch noch wie ein Hauch die Worte: „Mehr sag' ich nicht!" entglitten, vernahm niemand in der allgemeinen Ergriffenheit.

War doch sogar der Untersuchungsrichter tieferschüttert und von Ivans Unschuld überzeugt.

Es blieb also bei der Voruntersuchung, da keinerlei Schuldbeweis gegen Ivan erbracht werden konnte. Den Manen des Verunglückten wurde in der Tominskaschlucht ein Kapellchen mit entsprechendem Marterlbild gesetzt, und gar bald wuchs Gras über dem Todesgeheimnis Gospod Mihas. Nur ab und zu schwatzte irgend ein vollgetrunkener Bauer im Thale unten in seiner Stammgostilna darüber. Doch wehe ihm, wenn in jenem Wirtshause gerade ein

Čadrabewohner sich befand. Denn alle schworen auf Ivans Unschuld, und niemand ließ etwas über den „Ubogi starc — den armen Alten“ kommen, wie Ivan allgemein genannt wurde, obschon er ja noch in den besten Mannesjahren stand.

Und wie rätselhaft sein Leiden war, wußte nur sein treues Weib, das ihn hegte und pflegte und sich nicht genug über den Heißhunger des Unglückseligen wundern konnte, der doch weder zu gehen noch zu stehen vermochte und dennoch so furchtbar viel verzehrte und trotzdem täglich an Körperfülle abnahm.

Ivans Seelenleben entfaltete sich aber ganz merkwürdig dabei. Unter der rauhen Bauernhülle barg er ein ungemein zartes Empfinden. Sein Denken, Sinnen und Trachten war total verändert. Für die Schönheit der rings prangenden Alpenwelt waren ihm jetzt erst die vorher so stumpfsinnigen Augen aufgegangen. Stundenlang vermochte er vom Fenster oder vom Schubkarren aus, mit dem ihn Anza ins Freie führte, des Himmels wunderbare Bläue zu betrachten und der hehren Sonnenuntergänge sich zu erfreuen, welche die Spitzen des Bogatin, des Hahnenkammes und der ganzen Julischen Bergkette entflammten.

Die Bauern lachten nicht über den wie verzückt Dreinschauenden, und wenn die lose Dorfjugend seiner spottete, gab es derbe Ohrfeigen, da die Leute die Majestät des Unglücks in ihrem „Ubogi starc“ achteten.

4.

Mehr als zwei Jahrzehnte waren verflossen, deren wohlthätige Spuren sich Land und Leuten aufprägten. Die stets größere Dimensionen annehmende Mode des Landaufenthaltes der Städter zog ihre Kreise bis in das abgelegene Bergthal des Tolmeiner Bezirkes. Die landschaftlichen Reize entschädigten für die einfache Unterkunft, und die

Fremden ergötzten sich an der Schönheit der Natur, trotzdem die Einheimischen sich nicht besonders entzückt über die „Städtler" zeigten. Kollisionen gab es aber dennoch bloß mit Hornvieh.

Dies wußte und fürchtete die lustige Gesellschaft, die in den kühleren Spätnachmittagsstunden einen Ausflug zur Dantegrotte unternommen hatte; doch vertrauten sie ihrem guten Stern und den tüchtigen Stöcken, mit denen die Herren bewaffnet waren.

Es ging auch alles famos. Von des Weges Mühe und der erschlaffenden, selbst in den Bergen fühlbaren Julihitze ausruhend, hatten sich's die fröhlichen Ausflügler auf einer prächtigen Wiese vor einem einsam gelegenen Bauernhof bequem gemacht und harrten der guten Dinge, die der mitgenommene Eßkorb barg. Vorher wollten sie aber an der frischgemolkenen Milch sich gütlich thun, welche die freundliche Bäuerin des Gehöftes in einem großen weißen — Waschbecken brachte.

Das Entsetzen über diesen Milchbehälter war ein ebenso gerechtes als allgemeines.

„Wir wollen hoffen," beschwichtigte ein optimistisch angelegter Herr, „daß es kein ausgedientes oder noch im Gebrauch befindliches Waschbecken ist, sondern das unbenutzte Paradestück des Hauses."

Doch schon rief eine junge Dame empört dazwischen: „Ums Himmels willen, die Milch wimmelt ja von Fliegen!"

„Ja, ja, Gospiza moja,"*) unterbrach sie die Bäuerin, „aber ich habe mir gedacht, die Herrschaften werden schon hinauswerfen, was Ihnen nicht recht ist."

Das Grauen, das die Fliegen eingeflößt hatten, verflog in dem Gelächter über die echt ländliche Erklärung der guten Alten.

---

*) Mein Fräulein.

Man überließ die Milch den verschiedenen Lieblingshunden, welche die Partie mitgemacht hatten, und hielt sich wohlweislich an den Eßkorb, dessen Inhalt geleert wurde.

Doch plötzlich schlugen die Hunde an, und gleichzeitig ertönte der Alarmruf: „Stiere -- Stiere! Rette sich, wer kann!"

Eine heillose Konfusion entstand. Die armen Rinder, die ja nur ihrem Stall zustrebten und gewiß niemand ein Leid zugefügt hätten, wurden dermaßen seitens der schreienden Damen, der kläffenden Hunde und der ritterlich verteidigenden Herren erschreckt, daß sie natürlich wild werden mußten und mitten in die Reste der auf dem Rasen aufgedeckten Speisen sprangen.

Die Kampfeslust und der Mut der Herren würde einem mittelalterlichen Turnier alle Ehre gemacht haben. Doch den hornbewaffneten Gegnern waren sie nicht gewachsen. Unter dem Schutze der Sonnenschirme der Damen, von denen mancher, speziell die roten, gespießt wurde, retirierten alle miteinander in die verschiedenen Gelasse des Bauerngehöftes.

Während der verschiedenen dabei vorkommenden, mit Blitzesschnelle sich abspielenden tragikomischen Scenen stand die junge Bäuerin, welche das Vieh heimgeleitet, sprachlos da.

Die blonde Neza*) war eine bekannte Schönheit der Berge. Sie trug sich halb bäuerisch, halb städtisch. Das lichtblaue Tuch, das ihren blondgelockten Kopf umrahmte, huldigte der ländlichen Sitte, ebenso wie die weiß- und blaugestreifte Kattunschürze; doch Rock und Taille des dunkelblauen Kleides waren modisch gemacht. Neza war mehrere Jahre bei einer Tante in Villach zu Besuch gewesen und liebte es daher, dies hervorzukehren.

*) Agnes.

Die Erscheinung der derb-schönen Dirne war eine so prächtige Staffage des bergumkränzten Landschaftsbildes, daß die Herren gewiß minder eilig davongerannt wären, wenn sie die Hüterin der gefürchteten Kühe erblickt hätten, wie sie mit Spott in Miene und Gebärde dastand und die Städter weidlich ob ihres Schreckens auslachte. Allein der Schreck schien in dieser Stunde ansteckend wie die Pest zu sein, da Neza plötzlich in heller Verzweiflung von hinnen rannte.

Ihr kleiner Liebling, ein halbwüchsiges Kalb, das zur Zucht großgezogen werden sollte, erschrak so entsetzlich über die „Kuhhatz“, daß es scheu wurde und den steilen Wiesenabhang zur Tominska in ungeschlachten Sätzen hinabsprang. Es drohte in den schäumenden Bach zu fallen.

Ein junger Bauer, der vom jenseitigen Ufer die Gefahr gewahrte, in welcher sowohl das Tier als dessen Hüterin schwebte, stürzte sich mutig in die Tominska, durchkreuzte die schäumenden Wasserwirbel und kam denn auch noch zurecht, um das Kalb, das die steile Uferböschung hinabkollerte, aufzufangen und obendrein das schöne Mädchen, unter deren Gewicht die überhängenden Weidenbüsche sich gebogen hatten. Trotz der kühnen That lagen aber nun alle drei süß vereint im Flußbett. Und merkwürdigerweise entflammten sich im kalten Tominskawasser die Herzen der jungen Leute, die sich fest umschlungen hielten, in solch intensiver Art, daß seit jenem Augenblick das Liebesfeuer der beiden schier unauslöschlich wurde.

Der Retter der blonden Neza Bohinj, deren Augen mit des Isonzos vielbewundertem und staunenswertem Lazurblau wetteiferten, war Josip Krojač, genannt Dolgolin — der lange Lümmel —, wie man den außergewöhnlich großen Menschen bereits als vierzehnjährigen Jungen zu seiner nicht geringen Verzweiflung schimpfte.

Er war erst vor kurzem vom Militär heimgekommen.

Seine Größe war sein herbster Schmerz, hauptsächlich weil er deshalb kein Weib bekam. Er wollte sich, dem Brauch und der Sitte gemäß, nun er militärfrei war, mit oder ohne Liebe verheiraten, um seiner alten Mutter, der Witwe des so rätselhaft ums Leben gekommenen Gospod Miha, eine junge Kraft ins Haus zu schaffen. Doch in der Heimat wollten die Bäuerinnen nichts von ihm wissen, er war ihnen allen zu lang.

Das Schicksal hatte ihm nun eine gar prächtige Dirne buchstäblich in die Arme geworfen, aber ob sie ihn wollte, war die große Frage, die ihm Schlaf und Appetit raubte.

Die jungen Leute sahen sich zwar täglich — Josip mußte sich doch nach dem geretteten Kalb erkundigen —, allein ein entscheidendes Wort auszusprechen, wagte der baumlange Mensch nimmermehr.

Da kam das Kirchweihfest, das mit allerlei Belustigungen und öffentlichem Tanz am Tolmeiner Hauptplatz gefeiert wurde. Bei dieser Gelegenheit wollte sich Josip Krojač ein Herz fassen und mit seiner Werbung herausrücken. Ein Strauß frischer Genzianen und schneeigen Edelweißes, das er auf der Berghöhe für Neza gepflückt, sollte ihm den Weg bahnen. Sie hatte sich auch die seltenen Blumen vorgesteckt und sah entzückend aus in ihrem Tanzstaat. Neza war minder bunt als die anderen Bauerndirnen erschienen, aber immerhin auffallend genug, um aller Augen auf sich zu lenken, in ihrem grellblauen Kleid und gelben, lang befransten Halstuch, samt steifer, gelb- und blauschillernder Seidenschürze. Eine dicke Goldkette schlang sich zweimal um den Hals der koketten Bauernmaid, die recht gut wußte, daß keine andere Bäuerin mit solch einer prächtig großen, nach ländlichen Begriffen wunderschönen, wenn auch höchst plumpen Brosche samt dazu passenden Ohrgehängen stolzieren konnte. Das Liebste war ihr aber doch der Alpenblumenstrauß ihres Josip. Deshalb trat

sie denn auch freudig mit ihm zum Tanze an, was sofort den Neid eines dickköpfigen Burschen hervorrief, der schon lange ein Auge auf Neza und auf ihre Batzen geworfen hatte.

Aber auch die „Städtischen" blickten dem blonden Bauernmädel, das sich so rasch und fesch im Tanze drehte, begehrungsvoll nach.

„Eine Tour könnte man ja allenfalls riskieren," meinte ein junger Referendar und that der Bauerndirne die Ehre an, sie zum Tanze aufzufordern.

Der ländlichen Sitte gemäß gebührt dem jeweiligen Tänzer der ganze Tanz, der eben gespielt wird. Der junge Herr schien dies nicht zu wissen oder nicht zu beachten, und da Neza es bereut hätte, sich den feinen Tänzer entgehen zu lassen, nahm sie den Antrag an, während Josip sich gerade die trockene Kehle mit dem famosen Wein des Krajncwirtshauses labte.

Der Dickköpfige, dem Neza die nächste Polka abgeschlagen hatte, sah sie die ungehörige Tour tanzen und eilte sofort zu Josip, um seine Eifersucht gründlich zu entfachen.

Josip war ein gutmütiger Mensch und besaß durchaus nicht den Charakter seines toten Vaters, doch dessen Jähzorn hatte er leider geerbt. Er fühlte den Schimpf doppelt, da die Burschen ihn damit neckten, daß ihm nun die letzte Hoffnung, ein Weib in der Heimat zu finden, verloren ginge.

„Die Neza nimmt dich auch nicht!" spöttelten sie. „Bist halt der — Dolgolin!"

Dies Wort, das ihm schon in den Kinderschuhen ein Greuel gewesen, traf ihn wie ein Faustschlag. Ueberdies vermochte der großmächtige Mensch nicht viel mehr als ein Kind zu trinken. Der Dickköpfige sorgte jedoch hierfür, daß Josips Glas, nach welchem er in der Hitze des Ge-

spräches mehr denn ratsam gegriffen, stets gefüllt war. Wie Feuer stieg ihm die Wein- und Zornlohe zu Kopf.

Inzwischen war es dunkel geworden, und die farbigen Lampions, durch welche der etwas erhöhte, mit Fahnen und Tannenreisig geschmückte Tanzboden beleuchtet wurde, flammten, von hurtigen Händen entzündet, urplötzlich allerseits auf und beleuchteten den Tanzboden samt all den vielen im Reigen sich drehenden Paaren.

Durch das vergitterte Fenster der Wirtsstube sah Josip, wie Neza, die vergebens auf ihren Tänzer gewartet, sich anschickte, auch eine zweite Tour mit dem Stadtherrn zu tanzen. Das durfte sie aber nun und nimmermehr!

Einem Rasenden gleich stürzte Josip hinaus und stand in wenigen Sätzen seiner langen Beine hinter dem ahnungslosen Herrn. Neza, die ihren Tänzer kommen sah, wollte den Usurpator auf gute Art los werden und sprach in schämiger Verwirrung, ohne Hintergedanken, die geheimen Regungen ihrer Mädchenseele verratend: „Mit Verlaub, Herr, da kommt mein Dolgolin!“

Dies furchtbare Wort aus Nezas Munde raubte dem Armen schier den Verstand und ließ ihn das verheißungsvolle „mein“, das der fatalen Benennung vorangegangen, gänzlich überhören.

„Gieb ihr's ordentlich!“ raunte ihm der Dickköpfige, der Josip gefolgt war, ins Ohr. „Weißt du denn nicht, daß sie die Enkelin des Mörders deines Vaters ist?“

Ein furchtbarer Wut- und Weheschrei zugleich tönte von Josips Lippen. Auch Neza schrie beim Anblick Josips, dessen Augen erschreckend rollten, entsetzt auf und stützte sich unwillkürlich auf ihren galanten Stadttänzer. Doch schon schlug ihm Josip den feinen Strohhut ein und riß mit der anderen Hand Neza von ihm los. Die Flut von Schimpfworten, die von des Rasenden Lippen floß, endete damit, daß er die heißgeliebte und nun doppelt verhaßte

Neza vor all den vielen Menschen als treulose Mörderbrut verfluchte und der rohen Bauernsitte gemäß vor ihr ausspie.

Der Dickköpfige legte sich nun ins Mittel, um sich die geschmähte Dirne zu verpflichten, was Josip jedoch auch nicht duldete.

Eine Balgerei und Schreierei entstand, die sogar die ohrenzerreißende ländliche Blechmusik übertönte, und so arg ward die Rauferei, daß sich die Gendarmerie ins Mittel legen mußte. Und so endete das Fest mit einem grellen Mißklang.

5.

Was der boshafte Bauer seinem glücklichen Nebenbuhler verraten, war nur zu wahr. Neza war Ivan Modrejis Enkelkind.

Dadurch, daß Josip so lange und zwar freiwillig, um dem Gespött über seine lange Gestalt auszuweichen, beim Militär gewesen, waren ihm die Verhältnisse der Heimat ziemlich fremd geblieben. Auch verkehrte er nach seiner Rückkehr wenig mit den jungen Burschen, denen er den „Dolgolin" noch immer nachtrug.

Neza hielt sich als halbe Städterin, die besseren Verkehr genossen, ziemlich fern von ihresgleichen, so daß beiden ihre Abkunft und das damit verbundene grausam trennende Schicksal nicht bekannt war. Erblich schien aber der Haß nicht zu sein, denn die beiden jungen Leute liebten sich aufrichtig und litten weit mehr unter des Schicksals Tücke, als in Erinnerung des häßlichen Auftrittes auf dem Tanzplatz.

Am zweiten Morgen danach wurde Josip durch ein starkes Pochen an seiner Kammerthür erweckt. Als er die Augen öffnete, stand der ehemalige, nun zum Pfarrer vorgerückte Kaplan des Tolmeiner Sprengels vor ihm und

forderte ihn auf, unverzüglich mit ihm nach Čadra hinaufzugehen, da der greise Jvan Modreji ihm Wichtiges zu sagen habe.

„Wie, ich sollte zum Mörder meines Vaters gehen?" rief Josip in zornigem Staunen.

„Du mußt!" beschwichtigte seine alte Mutter, die durch eine andere Thür eingetreten war, um dem Sohne einen Morgenimbiß zu bringen. „Der Starc steht in zu großem Ansehen, um seinem Rufe nicht zu folgen. Auch glaubte ich niemals recht an die Mordgeschichte. Eher — eher —" das Weib schien etwas hinunterzuwürgen, das sie offenbar nicht aussprechen wollte.

„Recht so, Ursa," half ihr der Pfarrherr aus der Klemme. „Man darf seine Nebenmenschen nicht grundlos beschuldigen. Und du, Josip, folgst mir auf dem Fuße!"

Dies ward so streng ausgesprochen, daß Josip Krojač unverzüglich seine langen Beine in Bewegung setzte und mit dem energischen Priester nach Čadra ging.

Zitternd und zagend trat er vor den als Mörder seines Vaters verrufenen Greis.

Jvan Modreji hub ohne jegliche Einleitung sofort an: „Man sagte mir, Josip Krojač, daß du an meinem armen Enkelkind dich schwer vergangen hast. Weswegen?"

„Weil — weil —" stotterte der Riese, „weil Neza meinen Tanz mit — mit einem anderen getanzt hat."

„So? Man sagte mir aber, daß ein anderer, schrecklicher Grund dich dazu bewog!"

„Nein, o nein!" entquoll es Josip aus aufrichtigem Herzen, „Neza ist doch unschuldig an dem Morde, der mich verhindert, sie zu heiraten, aber nicht, sie zu lieben!"

„Bist ein braver Bursche!" sagte Jvan Modreji, und nach einem verständnisinnigen Blick mit seinem Beichtvater fuhr er enthusiastisch fort: „Dies edle Wort aus deinem Munde löst das Siegel meiner Lippen: Wisse, daß

dein Vater mein Todfeind war, und nicht ich der seine. Er wollte morden, der Schatten seiner Hände verriet es mir, und ich fiel im Schreck auf meine Kniee, worüber er das Gleichgewicht verlor. Gott gebe, daß der Höllenschlund ihn nicht ebenso sicher verschlungen hat, wie der gähnende Abgrund. Täglich bete ich für sein Seelenheil und stiftete auch eine Messe zum Todestag seines schrecklichen Endes. Auf daß die Schande seine arme Witib und dein unschuldiges Haupt nicht treffe, schwieg ich. Nur Hochwürden hier wußte darum."

„O Starc, Starc, guter, lieber Starc!" schluchzte Josip zu des Greises Füßen, ohne recht zu wissen, daß er dem hochherzigen Manne den Spitznamen seines Unglücks gab.

In seiner Ueberschwenglichkeit überhörte er auch die feierliche Wahrheitsbekräftigung des Gesagten seitens des Pfarrherrn, der nicht minder erregt war, als in jener unvergeßlichen Stunde, in welcher Ivan Modreji ihm unter dem Siegel der Beichte das Schreckliche anvertraut hatte. Der Pfarrherr selbst hatte damals dem Unglücklichen geraten, seinem edlen Vorsatz gemäß den Mordanschlag zu verschweigen.

Der treuen Anza Verwunderung ob der Wendung der Dinge raubte ihr die Sprache. Sie fand keine Worte für das Martyrium, dem sich ihr Gatte ob des unbescholten zu erhaltenden Andenkens eines Ruchlosen unterzogen.

„Steh auf, Josip, und freie nun um Neza, denn es besteht kein Hindernis zwischen euch," schloß Ivan Modreji mit patriarchalischer Würde.

„Sie nimmt mich nicht, sie nimmt mich nicht!" jammerte Josip, den diese verheißungsvollen Worte emporschnellen ließen.

„Weshalb sollte sie dich nicht nehmen?"

„Erstens, weil mich die Weiber nicht wollen, weil —

weil ich ihnen zu groß bin; und hauptsächlich, weil ich sie tödlich beleidigt habe. Sie kennt städtische Sitte und weiß, was Ehre ist. Ich Unglücksmensch habe sie aber auf öffentlichem Platze verflucht. Dies verzeiht sie mir noch vielleicht; aber — aber — ich habe auch vor ihr ausgespieen."

„Dies scheint eine üble Familiengewohnheit zu sein," unterbrach ihn Ivan; „denn ich mußte dasselbe seitens deines Vaters erdulden und hab' ihm doch als Christ verziehen. Neza ist Blut von meinem Blut, und ein gutes frommes Ding: sie wird auch verzeihen."

„Niemals! Außer — außer Ihr legt unsere Hände ineinander, Ivan Modreji."

„Das soll geschehen, mein Sohn. Ruft mir die Neza, damit ich euch segne und der einstige Haß zwischen unseren Familien auf ewig begraben werde."

Und so geschah es. Ivan Modreji lebte noch lange genug, um Urenkel, die Kinder Josips und Nezas, um seinen Rollstuhl spielen zu sehen.





Aus den Reichslanden.

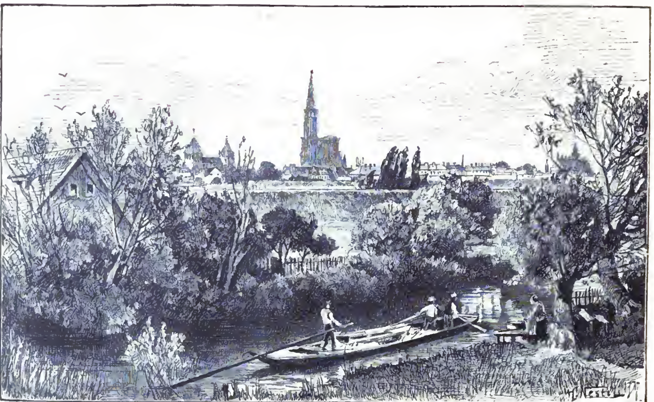
Zwei Elsässer Städtebilder. Von Gustav Mayfeldt.



Mit 17 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Das seit nunmehr dreißig Jahren als deutsche Grenzmark wiedergewonnene Elsaß ist nicht nur eines der schönsten und fruchtbarsten Länder Deutschlands, sondern auch reich an bedeutenden geschichtlichen Erinnerungen, an Kunstdenkmälern und interessanten Städten. In dem reichen Kranze der letzteren steht obenan Straßburg, die „wunderschöne Stadt", die Königin des Oberrheins, durch deren Straßen wir den geneigten Leser zunächst im Geiste einen Rundgang machen lassen wollen.

Die Hauptstadt von Elsaß-Lothringen, die zugleich auch eine Festung ersten Ranges ist und nach der jüngsten Volkszählung 150,268 Einwohner hält, liegt 45 Kilometer östlich von der französischen Grenze, an der unterhalb der Stadt in den Rhein mündenden Ill im tiefsten Teil der Rheinniederung. Mit dem Rhein steht Straßburg durch den Rhein-Marne-Kanal in Verbindung. Von welcher Seite wir auch uns der Stadt nähern, überall winkt schon aus der Ferne uns die herrliche Pyramide des Münsters entgegen, wie auf der Ansicht S. 137 Straßburg von



Strassburg von der oberen Jll.

der oberen Ill, wo links von ihr die romanischen Türme der Thomaskirche emporragen.

Dem Münster gilt auch in erster Linie unser Besuch, nachdem wir auf dem 1883 eröffneten Hauptbahnhofe im nordwestlichen Stadterweiterungsgebiet dem Zuge entstiegen sind, um nun unsere Wanderung durch die Stadt anzutreten, die sich in die Altstadt und die Neustadt gliedert. Die Kunst der Jahrhunderte hat an dem erhabenen Münster gebaut, so daß sich an ihm nach den verschiedenen Abstufungen im Baustil die Entwickelung der mittelalterlichen Baukunst vom frühromanischen bis zum spätgotischen Stil verfolgen läßt.

In der Krypta, deren Ostteil aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts stammt, im Chor und Querschiff zeigen sich noch romanische Formen. Das 1275 vollendete Langhaus gehört dem frühgotischen Stile an, die westliche Vorderseite, 1277 bis 1365 bis zum zweiten Stockwerk unter Meister Erwin von Steinbach aufgeführt, und der 142 Meter hohe, 1439 vollendete Turm, dessen schlanke Steinpyramide so leicht und luftig himmelwärts emporsteigt, gehören der Blütezeit gotischer Baukunst an. In den Jahren 1772 bis 1778 wurden die an das Langhaus angebauten Verkaufsbuden durch spätgotische Arkaden ersetzt; 1878 ward die romanische Vierungskuppel ausgebaut.

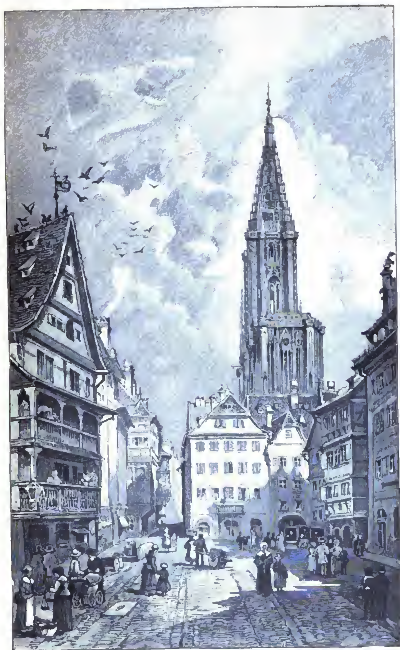
Das Innere des Münsters ist 110 Meter lang und 41 Meter breit, das von zwei Seitenschiffen flankierte Mittelschiff 30 Meter hoch und der innere Flächenraum 4087 Quadratmeter groß. Es enthält schöne Glasmalereien und außerdem als besonders hervorragende Kunstwerke den Taufstein von 1453, die Kanzel von 1485 und an der Ostwand des Querschiffes die berühmte astronomische Uhr, die bereits in der Mitte des 14. Jahrhunderts vorhanden war und 1839 bis 1842 durch den Straßburger Mechaniker Schwilgué erneuert wurde.



Das Innere des Münsters.

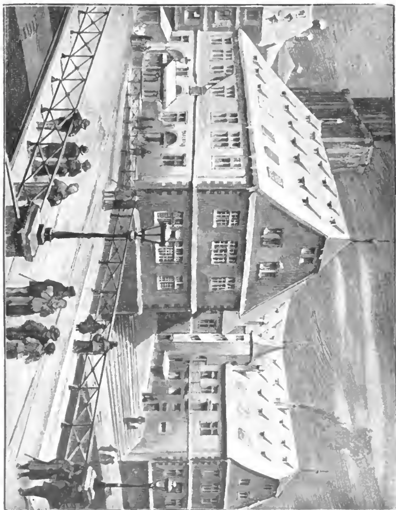
Wenn wir das Münster, an der einst zu den „sieben Wundern Deutschlands“ gezählten Uhr vorübergehend, durch das Südportal verlassen, so stehen wir dem um 1581 entstandenen Frauenhause gegenüber. Sein Name deutet darauf hin, daß es das Archiv und die Verwaltungsräume des Münsters „Unserer lieben Frau“ enthält. Nachdem man nun um das Gebäude herumgeschritten ist, gelangt man durch eine enge Gasse auf den malerischen Ferkelmarkt mit seinen altertümlichen Häusern. Mit ihrer hinteren Ecke stößt an den Ferkelmarkt die Große Metzig, in deren Erdgeschoß ehedem die ehrsamen Frauen und Töchter der Metzger ihre Stände hatten; jetzt dient es als Markthalle. Unser Bild auf S. 142 zeigt den Bau vom anderen Illufer aus aufgenommen im winterlichen Kleide; über dem Haupteingang sieht man die vereinigten Wappen der Stadt Straßburg und des Kunstgewerbes, seitdem in den oberen Räumen die Kunsthandwerkerschule und das neue Kunstgewerbemuseum Unterkunft fanden.

Auf dem Fischmarkt befindet sich das durch ein treffliches Bronzemedaillon gekennzeichnete Goethehaus, in dem der junge Goethe, dem nun in der elsässischen Hauptstadt auch ein Denkmal errichtet werden soll, während seiner Straßburger Studienzeit (1770—1771) gewohnt hat. Wenige Schritte bringen uns auf den Gutenbergplatz, auf dem sich vor dem Renaissancebau der Handelskammer das Denkmal Gutenbergs, von David d'Angers entworfen und 1840 gegossen, erhebt. Der Erfinder der Buchdruckkunst hat von 1434 bis 1444 in Straßburg geweilt und dort vermutlich die ersten Versuche in der neuen Kunst angestellt, die er dann in Mainz zur Vollendung brachte. Durch die an der Handelskammer vorüberführende Schlossergasse gewahrt man den stumpfen Turm der protestantischen St. Thomaskirche (1273—1290 an Stelle einer älteren Kirche aufgeführt). In ihrem Chor befindet sich das



Der Ferkelmarkt.

schöne Denkmal, das Ludwig XVI. dem Marschall Moritz von Sachsen († 1750) errichten ließ, eine Marmorgruppe



Die Grosse Metzig.

von Jean Baptiste Pigalle (1776), woran der Künstler fünf Jahre lang gearbeitet hat.

Auf öffentlichen Plätzen aufgestellt sind unter anderen

das Kleberdenkmal und das Denkmal des Generals Desaix, das Kriegerdenkmal und der Brunnen zur Erinnerung an die Ankunft der Züricher zum Freischießen von 1576, mit Erzbüste Fischarts von Bergmann. Endlich das Stöberdenkmal, dem Andenken an die „drei Stöber" (den Vater Daniel Stöber, 1779—1835, und die Söhne August, 1808 bis 1884, und Adolf Stöber, 1810 bis 1892) gewidmet, die für die ganze neue litterarische Entwickelung des Elsasses von größter Bedeutung gewesen sind. Entworfen wurde es von den Straßburger Architekten Berninger und Krafft. Die hohe Säule aus weißem Vogesensandstein trägt am Sockel die nach Modellen des Ziseleurs Eberbach geschaffenen Bronzemedaillons der drei Elsässer Schriftsteller.



Das Goethehaus.

Ungemein malerisch ist die Partie an der Ill von der Rabenbrücke aus. Wenn wir diese überschreiten und flußaufwärts gehen, so gelangen wir in den Teil der



Gutenbergplatz mit dem Gutenbergdenkmal.

Altstadt, wo einstmals der Handels- und Fremdenverkehr seinen Mittelpunkt hatte. Namentlich das sogenannte Kleine Frankreich und die kleinen Gäßchen gegen die Langstraße hin weisen noch ganz den Charakter der Mitte des 15. Jahrhunderts auf.

Einen durchaus anderen Charakter wie die Altstadt, deren Straßen mit Ausnahme der längs der Wasseradern sich hinziehenden meist eng sind, hat die Neustadt mit



Das Stöberdenkmal in Strassburg.

ihren zahlreichen prächtigen Monumentalbauten aufzuweisen. Gerade zwischen Alt- und Neustadt erhebt sich das stattliche neue Reichspost- und Telegraphengebäude. Unweit davon der Kaiserpalast und ihm gegenüber die Gebäude des Landesausschusses und der Universitäts- und Landes-

bibliothek. Ein hervorragend schöner Monumentalbau ist auch der neue Justizpalast.

Die 1884 eingeweihten Bauten der Kaiser Wilhelms-Universität liegen zum Teil vor dem ehemaligen Fischerthor und zum Teil (die medizinischen Bauten) beim Bürgerspital. In der hintersten Ecke des Universitätsgartens befindet sich ein zwar nur kleiner, trotzdem aber bemerkenswerter Bau: nämlich die nach den Vorschlägen des Straßburger Geographen Professor Gerland von dem Deutschen Reiche eingerichtete Hauptstation für Erdbebenforschung. Sie bildet den wissenschaftlichen Mittelpunkt für ein über die ganze Erde ausgedehntes Netz solcher Beobachtungsstationen, die alle ihre Ergebnisse nach Straßburg einsenden, wo alsdann die einheitliche wissenschaftliche Verarbeitung stattfindet.

Von der Hauptstadt Elsaß-Lothringens bitten wir den geneigten Leser, uns nunmehr nach dem am Fuße des Vogesengebirges gelegenen Kolmar zu folgen. Diese Stadt ist nicht nur der Mittelpunkt des elsässischen Weinbaues und Weinhandels, sondern ihre Straßen bieten gleich denen von Alt-Straßburg auch in reicher Fülle jene unser Gemüt anheimelnden Bilder, wie sie allen ehemaligen deutschen Reichsstädten eigen zu sein pflegen.

Die Hauptstadt des Bezirks Oberelsaß, die gegenwärtig über 30,000 Einwohner zählt, liegt am Ausgange der gewerbfleißigen Thäler von Sulzmatt, Münster und Kaysersberg und an der Lauch, die hier den von der Fecht abgeleiteten Logelbach aufnimmt. Mit dem Rhein-Rhone-Kanal steht sie durch einen Zweigkanal in Verbindung.

Urkundlich kommt Kolmar zuerst in einer Schenkung Ludwigs des Frommen aus dem Jahr 823 vor. Ganz in der Nähe liegt das „Lügenfeld", auf dem jener unglückliche Kaiser mit seiner Gemahlin Jutta am 29. Juni



Partie an der Jll von der Rabenbrücke aus.

833 in die Hände seiner feindlichen Söhne Lothar und Pipin fiel, die sein Heer zum Abfall verleitet hatten und den Vater dann in ein Kloster nach Soissons bringen ließen. 884 hielt Karl der Dicke einen Reichstag in Kol-



Aus dem alten Strassburg: Partie im Kleinen Frankreich.

mar ab, das 1220 durch den hohenstaufischen Landvogt Wölfelin Stadtrechte und Mauern erhielt und 1226 durch Friedrich II. freie Reichsstadt wurde. Es bekam ein Ratskollegium, und neben den königlichen Schultheiß trat im 14. Jahrhundert ein Bürgermeister. Sein Stadtrecht empfing Kolmar im Jahre 1278 von Rudolf von Habsburg, und jenes wurde dann ein Muster für viele andere Städte;

1285 wurde die Stadt aber von demselben Herrscher belagert, weil sie sich weigerte, die geforderten Steuern zu zahlen. Desgleichen sah sich Adolf von Nassau 1293 durch die Feindseligkeit des Schultheißen Rösselmann und seines Verbündeten Anselm v. Rappoltstein zu einer längeren Belagerung genötigt, die mit der Einnahme der Stadt endete.



Der neue Justizpalast in Strassburg.

Im 14. Jahrhundert trat Kolmar dem Bunde der zehn elsässischen Reichsstädte bei und gedieh zu solcher Macht, daß es 1447 dem gefürchteten Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, der durch Kauf Herrscher des Elsaß geworden, trotzig und mit Erfolg seine Thore verschließen konnte; auch an den Schlachten gegen Karl in den Jahren 1476 und 1477 nahm es tapferen Anteil. In der schlimmen Zeit des Dreißigjährigen Krieges eroberten 1632 die Schweden unter General Horn die Stadt, mußten sie

jedoch wieder räumen. 1635 fiel sie in die Hand der Franzosen, die nach dem Westfälischen Frieden indessen wieder abzogen. 1673 besetzten sie Kolmar unter Louvois von neuem und schleiften die jetzt in hübsche Promenaden umgewandelten Festungswerke. Der Friede von Nimwegen (1678) bestätigte die Abtretung der deutschen Reichsstadt an Frankreich, bei dem es fortan bis 1871 verblieb.

Nach dieser kurzen geschichtlichen Rückschau kehren wir nun zur Gegenwart zurück und beginnen unsere Wan-



Die Strassburger Hauptstation für Erdbebenforschung.

derung. Am Bahnhof ist ein ganz neuer Stadtteil entstanden; dort befinden sich auch das stattliche Gebäude des Bezirkspräsidiums (die ehemalige Präfektur), der Wasserturm und das Marsfeld, das nicht mehr militärischen Zwecken dient, sondern mit herrlichen Bäumen bepflanzt und mit schönen Anlagen geschmückt ist. Hier erheben sich auch die Denkmäler des Generals Rapp und des Admirals Bruat, die beide aus Kolmar gebürtig waren. Die feine Welt wohnt natürlich in den Villen, die an der Peripherie der Stadt sich hinziehen; die „große Allee" des Marsfeldes aber geleitet uns in das „Gewinkel", das im Inneren vorherrscht.



Kolmar: Scenerie an der Lauch.

Das eigenartigste Bild des alten Kolmar gewährt die Scenerie an der Lauch, neben der sich ein steinerner Gang hinzieht, an dessen Rande gewöhnlich Wäscherinnen

am Werke sind; sodann der Kornmarkt, auf dem im Schatten des hohen Chores von St. Peter die mit Getreidesäcken beladenen Wagen abgeladen werden. Hinter den altertümlichen Häusern im Hintergrunde ragt der ganz eigenartig gestaltete Turm des Münsters oder der katholischen Pfarrkirche zu St. Martin empor. Der imposante Bau, an dem man die ganze Entwickelung der Gotik verfolgen kann, stammt aus dem 14. Jahrhundert. Herrlich ist die Aussicht vom obersten Gange des St. Martinturmes, der „Hexenplatz" geheißen, weil auf ihm nach dem Volksglauben ehedem die Hexen des Landes in der Walpurgisnacht ihre Versammlung abhielten.

Schön ist das Portal des alten Gotteshauses, das Innere aber sehr einfach, denn auch hier hat einst der Bildersturm gewütet und in den stürmischen Zeiten der großen französischen Revolution eine „Göttin der Vernunft" auf dem Altar gethront. Damals schrieb der Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809), auch ein Kolmarer Stadtkind, dessen Andenken ein Denkmal gewidmet ist:

„Ein Tempel der Vernunft soll unsre Stätte zieren?
Recht schön; doch macht' ich gern in Unterthänigkeit
Die kleine Motion, eh' man ein Haus ihr weiht,
Erst die Vernunft zu dekretieren."

Der neue Hochaltar in gotischen Formen ist ein Meisterwerk der Holzschnitzerei von dem Kolmarer Klem, und die Sakristei enthält einen der edelsten Schätze altdeutscher Kunst: die sogenannte „Maria im Rosenhag" von Martin Schongauer, der in Kolmar gelebt hat und hier auch am 2. Februar 1499 gestorben ist. Man hat ihn oft den größten deutschen Maler des 15. Jahrhunderts genannt, dessen Ruhm sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus verbreitete.

Bis zum Anfange unseres Jahrhunderts vollzog sich der Kolmarer Getreidehandel in der an anderer Stelle im



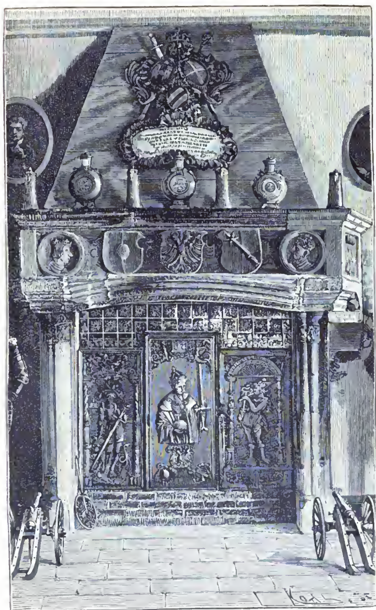
Kolmar: Der Kornmarkt.

Jahre 1480 errichteten, nun verschwundenen Korn- oder Fruchtlaube, an deren Ecke auch der Pranger für die Missethäter errichtet war. In dem gleichen Jahre wie die Kornlaube wurde das schöne Kaufhaus aufgeführt, eine



Renaissanceportal am Hause der „Ackerleutzunft“.

der hervorragendsten Profanbauten der Stadt, in dem massige Kraft sich mit großer Zierlichkeit verbindet. Das Kaufhaus diente zuerst als Zoll- und Niederlagstätte, später



Der Kamin des Wagkeller.

hielt der Rat der Stadt seine Sitzungen darin ab, bis er 1532 diese in den neuerbauten Wagkeller verlegte, über dessen Eingang das Sinnbild der Gerechtigkeit, die Justitia mit der Wage, zu sehen war. Im Erdgeschoß des Kaufhauses wurde dann die Folterkammer eingerichtet; gegenwärtig dient es als Turnsaal.

Hinter dem Kaufhaus steht der neue Schwendibrunnen, ein Werk des aus Kolmar gebürtigen Pariser Bildhauers Fr. A. Bartholdy, von dem die Kolossalstatue der Freiheit in New York herrührt, und der auch das Rappmonument und die später zu erwähnende Schongauerstatue in seiner Vaterstadt geschaffen hat. Auf einem Unterbau von steinernen Bogen erhebt sich das einfache Postament, und darauf steht ein gewappneter Ritter mit einer Traube in der Hand: Lazarus v. Schwendi (1522—1584), einer der hervorragendsten Kriegs- und Staatsmänner des 16. Jahrhunderts. Seit 1546 in den Diensten Kaiser Karls V., zeichnete er sich durch Tapferkeit wie durch diplomatische Tüchtigkeit so aus, daß er bei der vergeblichen Belagerung von Metz vom Kaiser zum Ritter geschlagen und gleichzeitig auch mit dem kaiserlichen Hofratstitel und den Ehrenrechten des Palatinats (Amt und Würde eines Pfalzgrafen) ausgestattet wurde. Von 1564 bis 1568 stand Schwendi an der Spitze der deutschen Streitkräfte in Ungarn, und von dort soll er die ersten Tokayertrauben nach dem Elsaß gebracht und diese fremden Reben hier angepflanzt haben.

Nicht fern von der jetzt zur Kornhalle eingerichteten frühgotischen ehemaligen Dominikanerkirche befindet sich das ehemalige, 1232 bis 1239 erbaute Dominikanerkloster Unterlinden, neben dem das erwähnte Denkmal des Fabeldichters Pfeffel von Friedrich steht. Die teils wohlerhaltenen, teils wiederhergestellten Räume des Klosters bilden das Museum der Stadt mit ausgezeichneten Samm-

lungen und der 80,000 Bände umfassenden städtischen Bibliothek. Hinter seinen Mauern fließt der Logelbach



Der neue Schwendibrunnen in Kolmar.

vorüber, der sich mit der Lauch vereinigt. Höchst malerisch wirkt der Kreuzgang, der einen alten Friedhof umschließt, mit der Statue Schongauers.

Das Museum birgt außerordentlich reiche Schätze an

Pergamenten und Büchern, Malereien und Skulpturen, darunter mehrere große Gemälde von Schongauer, Bilder von Dürer, und den herrlichen St. Antoniusaltar aus dem Kloster Isenheim. Bemerkenswert ist auch der Kamin des oben genannten Wagkellers mit dem Schmucke seiner Fürstenbilder, Wappen und symbolischen Gestalten.

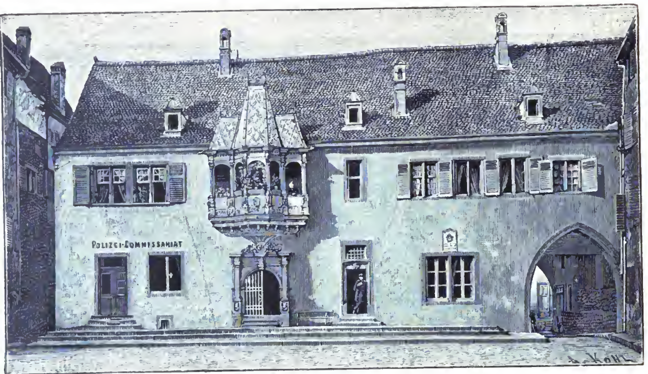
In der mittelalterlichen Zeit scheint die enge Krämergasse mit ihren in jedem oberen Stockwerk weiter vorgebauten Häusern die Hauptverkehrsader der Stadt gewesen zu sein. Ein wahres „Schatzkästlein" ist das Pfisterhaus an der Ecke der Krämer- und Goldschmiedegasse mit seiner lauschigen Galerie und dem kecken Türmchen mit seiner Wendeltreppe und seinem Helm, der fast einem Eisenhute gleicht. Nicht minder anziehend wie dieses altdeutsche Wohnhaus ist ein altfranzösisches, das Eckhaus an der Schädel- und Schongauerstraße, das dort im Jahre 1538 ein Einwohner aus Besançon sich hat erbauen lassen.

Prächtig ist das Renaissanceportal am Hause der „Ackerleutzunft" mit der kecken Inschrift:

„Eh' veracht,
Als gemacht.
1626."

Von außerordentlicher Zierlichkeit sind Portal und Erker des nunmehrigen Polizeikommissariats, das, nach dem Wappenschild zu urteilen, ehedem das Heim einer kolmarischen Patrizierfamilie gewesen sein muß. So viel Malerisches auch infolge von Straßendurchbrechungen und Abbrüchen bereits aus der Stadt verschwunden ist, so bietet eine Wanderung durch ihre Straßen doch noch immer des Anziehenden und Anmutenden aus alter Zeit genug.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß das Kolmar der Gegenwart infolge seiner günstigen Lage der Stapelplatz eines außerordentlich regen Binnenhandels ist; ferner be-



Polizeikommissariat in Kolmar.

steht bedeutender Gemüse-, Hopfen- und Weinhandel, sowie Ausfuhr von Gänseleberpasteten. Unter den weinbau-treibenden Gemeinden von Elsaß-Lothringen steht die Stadt bezüglich des Umfangs der bebauten Fläche (1100 Hektar) sogar an allererster Stelle. Ganz passend steht daher auf dem Springbrunnen der städtischen Markthalle als modernes Symbol der alten Reichsstadt ein Winzer mit seinem Hündlein, der fröhlichen Mutes sein „Weinlegel“ zum Trunke erhebt.





Nicht bei Stimme.

Hygieinische Winke für Gesangsfreunde.

Von Dr. Fr. Parkner.



Singe, wem Gesang gegeben!" Dieser Aufforderung des Dichters dürfte wohl nirgends eifriger Folge geleistet werden als in Deutschland, wo in Tausenden von Vereinen die edle Sangeskunst liebevolle Pflege findet. Im geraden Gegensatz zur Verbreitung der Gesangspflege steht aber die Kenntnis der mannigfachen Gefahren und Schädlichkeiten, welche die Leistungsfähigkeit der Gesangsorgane mehr oder weniger beeinträchtigen, und so kommt es denn häufig, daß ein Sänger gerade an dem Abend, an dem er vor seinen Freunden und Bekannten eine Probe seines Könnens ablegen will, scheinbar unerklärlicherweise von dem Mißgeschick befallen wird, daß er nicht bei Stimme ist. Unter diesen Umständen dürfte es für alle Freunde der Gesangskunst von Interesse sein, darüber hygieinische Fingerzeige zu erhalten, welche Einflüsse Schädigungen der Stimme herbeiführen und wie diese zu vermeiden sind.

Zunächst äußert schon die Ernährungsweise eine Rückwirkung auf die Beschaffenheit der Stimme. Denn wenn die eigentlichen Gesangstöne auch im Kehlkopf durch das

Schwingen der Stimmbänder erzeugt werden, so sind doch auch diejenigen Organe, welche das Ansatzrohr des menschlichen Stimmapparates darstellen, der über den Stimmbändern befindliche Kehlkopfraum, die Rachen- und Mundhöhle, insofern an der Hervorbringung des Gesanges beteiligt, als hier die sogenannten Obertöne entstehen, die dem Gesang seine Klangfarbe verleihen. Erleiden diese Organe Störungen, so muß daher auch dem Wohlklang der Stimme Abbruch gethan werden. Die Störungen, die hier in Betracht kommen, beziehen sich in der Hauptsache auf Veränderungen der Schleimhaut, mit der diese Körperteile und besonders die Rachenhöhle bekleidet sind. Da die Rachenhöhle auch als Durchgang für die Nahrungsmittel dient, so kann ihre unzweckmäßige Beschaffenheit auch einen schädigenden Einfluß auf die Rachenschleimhaut ausüben.

Die Schädigung, welche die Rachenschleimhaut durch die Nahrungsmittel erfährt, äußert sich zumeist in der Form eines Katarrhs. Es ist bekannt, daß sehr kalte Speisen und Getränke einen Katarrh der Rachenschleimhaut hervorzurufen vermögen. Daher hat diese der Sänger oder die Sängerin, wenn nicht immer, so doch wenigstens einige Zeit vor der Gesangsaufführung zu meiden. Aber nicht nur kalte, sondern auch heiße Speisen und Getränke sind, was meist unbeachtet bleibt, geeignet, einen Katarrh entstehen zu lassen, ja, man kann behaupten, daß diese weit häufiger die Ursache eines Katarrhs sind, als zu kalte Nahrungs- und Genußmittel. Denn die Gesangsabende finden ja meist im Winterhalbjahr statt, und die niedrige Temperatur, die sehr oft in den Räumlichkeiten herrscht, in denen die Proben abgehalten werden, wird dann leicht die Veranlassung, den Körper durch zu heißen Grog oder Kaffee zu erwärmen. Die hohe Temperatur derartiger Getränke zieht aber eine sehr bedeutende Blutüberfüllung des

Rachens nach sich, durch die, wenn sich die Reizwirkung öfters wiederholt, die Rachenschleimhaut außerordentlich empfindlich gemacht wird, so daß schließlich ein Katarrh entsteht.

Nicht weniger schädlich für die Stimme ist die Verwendung von scharfen Gewürzen, wie Pfeffer, Paprika, Mostrich, Zwiebeln und Essig, bei den Speisen. Ebenso sind alle stark gesalzenen und scharf geräucherten Nahrungsmittel der Stimme unzuträglich. Der Gesangsfreund, der die Gesangskunst nur aus Liebhaberei ausübt, wird zwar, wenn er bei seiner täglichen Nahrung scharfe Gewürze bevorzugt, diese nur aus Rücksicht auf seine Stimme nicht vollständig von seiner Tafel entfernen wollen. Das ist aber auch nicht nötig. Vielmehr wird es für ihn genügen, wenn er wenigstens eine Woche vor dem Vortragsabend eine starke Würzung der Speisen vermeidet, damit sich die Rachenschleimhaut nicht gerade zur ungelegensten Zeit in einem Reizzustand befindet, durch den die Schönheit und Reinheit des Gesanges leiden. Erwähnt sei schließlich noch, daß auch Mandeln und Nüsse wegen des scharfen Oeles, das sie enthalten, nachteilig auf die Rachenschleimhaut einwirken.

Es ist bekannt, daß viele Berufssänger und Berufssängerinnen vor dem Auftreten das eine oder andere Mittel zu sich nehmen, von dem sie glauben, daß dadurch der Wohllaut ihrer Stimme verbessert wird. Auf die Stimmbänder, die eigentlichen Erzeuger der Töne, üben derartige Mittel einen Einfluß entschieden nicht aus, da sie mit ihnen nicht in Berührung kommen. Dagegen ist es immerhin möglich, daß sie auf die Rachenschleimhaut günstig einwirken und sie, wie es in der Fachsprache heißt, glätten. Sicher tragen sie aber zur Steigerung des Selbstvertrauens des Sängers bei, da er eben überzeugt ist, daß das von ihm erwählte Mittel die Stimme in der That verbessert.

Daher sagt auch der bekannte englische Arzt Morell Mackenzie, eine Autorität auf dem Gebiete der Hygieine der Halsorgane, von den stimmverbessernden Mitteln: „Sehr viele dieser Dinge sind nichtig, aber es wohnt ihnen doch oft eine Kraft inne, mit der der erfahrene Praktiker rechnen wird. Ich rate deshalb stets den Sängern, bestimmte Dinge, von denen sie glauben, daß sie ihrer Stimme nützlich seien, ruhig weiterzugebrauchen, vorausgesetzt natürlich, daß es sich nicht um Stoffe handelt, die mittelbar oder unmittelbar Schaden stiften können."

Am gebräuchlichsten ist zur Verbesserung der Stimme unter den Berufssängern das Kauen getrockneter Pflaumen oder das Verspeisen einer Apfelsine, der Genuß von rohen Eiern oder der Gebrauch von Honig, Tragant, Obstgelees und Bonbons. Einer gewissen Berühmtheit erfreut sich, wie Professor Mandl vom Konservatorium der Musik zu Paris mitteilt, unter den Opernsängern die Jenny Lind-Suppe. Diese besteht aus Bouillon mit Sago, wozu man vor dem Anrichten auf einen Liter zwei Eidotter und ein viertel Liter Sahne einrührt und einen halben Theelöffel Zucker und, wenn man will, etwas Gewürz hinzusetzt.

Von den Getränken wurde bereits erwähnt, daß hohe Temperaturen schädlich sind. Aber auch ihr Gehalt ist nicht gleichgültig. So üben starke alkoholische Getränke, wie Liköre, schwere Weine und Biere, erfahrungsgemäß einen sehr nachteiligen Einfluß auf die Halsorgane aus. Weniger schädlich sind leichte Weine und Biere, wenn sie mäßig genossen werden. Bei reichlichem Genuß sind aber auch sie im stande, die Leistungen des Sängers zu entwerten, indem sie nicht nur Heiserkeit nach sich ziehen, sondern auch Unsicherheit des Einsatzes und Fehlgreifen in der Tonhöhe verursachen, da die Stimmbänder in ähnliche zitternde Bewegungen geraten, wie sie sich sichtbar an den Händen und Fingern starker Trinker einstellen.

Das beste Getränk für den Sänger zu der Zeit, wo er sich vorbereitet und seine Tüchtigkeit erweisen will, ist reines Wasser. Daneben kann er aber auch natürliche Mineralwässer, die nur einen geringen Kohlensäuregehalt haben, Fruchtsäfte, Milch, schwachen Thee und Kaffee, sowie Kakao genießen.

Was von den alkoholischen Getränken gesagt wurde, gilt im allgemeinen auch vom Tabakrauchen. Mäßiges Rauchen wird dem Sänger kaum schaden, ja, von mancher Seite wird es sogar als vorteilhaft erachtet. So äußerte sich der bekannte Tenor Albert Niemann, der stets ein Freund des Tabaks war, dessen herrliche Stimme aber bis ins Alter Glanz und Kraft bewahrte: „Es giebt kein besseres Mittel, die trockene Kehle leicht anzufeuchten, als einige Züge Tabak im Zwischenakt." Stärkeres Rauchen ist aber ohne Zweifel einem Gesangsfreund unratsam, zumal wenn er einen empfindlichen, leicht reizbaren Hals besitzt. Eine besonders große Reizwirkung auf die Schleimhäute üben das Zigarettenrauchen und das Rauchen durch die Nase aus. Jedenfalls sollte man stärkeres Rauchen unmittelbar nach einer Gesangsübung unterlassen, da der Stimmapparat zu dieser Zeit infolge der angestrengten Thätigkeit, die vorausging, sehr leicht schädlichen Einflüssen unterliegt.

Bezogen sich die bisherigen Verhaltungsmaßregeln darauf, wie im allgemeinen die Diät zu gestalten, und von den Genußmitteln Gebrauch zu machen ist, so mögen jetzt noch einige diätetische Winke folgen, die besonders für den Tag, an dem die Gesangsaufführung stattfindet, Geltung haben. Bei der Atmung wird bekanntlich nicht nur der Brustkorb erweitert und darauf wieder verengert, sondern auch das Zwerchfell, das die Scheidewand zwischen der Brusthöhle und der Bauchhöhle bildet, senkt sich nach unten oder rückt nach oben, je nachdem die Lunge Luft einzieht

oder ausstößt. Wird nun aber das Zwerchfell in seiner Bewegungsfreiheit nach unten beschränkt, so leidet dadurch die Ergiebigkeit der Atmung, da sich jetzt die Lunge nicht genügend ausdehnen und hinreichend Luft aufnehmen kann. Der Sänger muß aber, soll seine Stimme die gewünschte Kraft haben, über eine kräftige Atmung verfügen, denn durch die Luft, die aus der Lunge ausgestoßen wird, werden ja die Stimmbänder des Kehlkopfes in Schwingungen versetzt und die Töne erzeugt.

Zur Beschränkung der Bewegungsfreiheit des Zwerchfells trägt nun die Aufnahme von solchen Speisen bei, welche wegen der ihnen eigentümlichen Gasentwickelung die Baucheingeweide auftreiben. Sind die Därme stärker aufgetrieben, so kann sich das Zwerchfell nicht nach unten senken, und die Einatmung fällt unzulänglich aus. Zu denjenigen Speisen, die eine solche Auftreibung veranlassen, gehören die Kohlarten und von den Hülsenfrüchten namentlich solche, die nicht enthülst sind. Bei manchen Personen wirken auch Schwarzbrot, Mehlspeisen und Kartoffeln in derselben Weise. Wer an sich eine derartige Erfahrung gemacht hat, hat dann auch diese Nahrungsmittel an dem Tage des Gesangsvortrages zu meiden.

Eine allgemein anerkannte Regel ist es ferner, daß der Sänger nicht kurz vor dem Auftreten essen soll. Denn wie zu jedem arbeitenden Organ, so wird auch zu dem verdauenden Magen der Blutstrom in vermehrtem Maße hingelenkt, und dieser Blutzufuhr zum Verdauungsapparat entspricht eine gewisse Blutentblößung der übrigen Organe, die sich namentlich beim Gehirn geltend macht. Aus diesem Grunde ist der Mensch nach einer größeren Mahlzeit geistig weniger regsam, eine Erscheinung, die sich beim Sänger durch Mangel an Frische und Lebhaftigkeit des Vortrages ausdrückt.

Am zweckmäßigsten ist es für den Sänger, wenn zwischen

der letzten größeren Mahlzeit und dem Singen zwei bis drei Stunden Pause liegen. Unmittelbar vorher soll man nach dem Rat des bereits erwähnten Lehrers am Konservatorium von Paris, Mandl, nur ein paar Bissen Brot oder ein Stückchen Schokolade genießen und den Mund mit frischem Wasser ausspülen. Auch in den Gesangspausen sollen nur kleine Mengen frischen Wassers genommen werden, die vor dem Hinabschlucken einen Augenblick im Mund behalten werden können, damit sie die erhitzte Schleimhaut etwas abkühlen.

Daß auch diese Regel ihre Ausnahmen zuläßt, beweist das Beispiel einer berühmten Sängerin der Neuzeit, die gewohnt war, in ihrer Garderobe eine halbe Stunde vor dem Auftreten zu Abend zu speisen. Sie aß in dem Kostüm, das ihre Rolle erforderte, Hammelkotelettes und trank fast jedesmal eine halbe Flasche Weißwein dazu. Darauf folgte meist eine Zigarette, die erst im Augenblick des Auftretens weggeworfen wurde. Allein für die große Mehrzahl der Gesangsfreunde wird es besser sein, dieses Beispiel nicht nachzuahmen, sondern die oben dargelegte Regel zu befolgen.

Eine große Gefahr für alle Sänger und Sängerinnen bilden Erkältungen, da sie sehr leicht einen Kehlkopfkatarrh mit größerer oder geringerer Heiserkeit nach sich ziehen. In den meisten Fällen beruht der Katarrh auf einer starken Abkühlung des Halses, wenn es auch möglich ist, daß eine übermäßige Abkühlung der Füße oder eines anderen Körperteiles rückwirkend den Katarrh verursacht. Es muß daher einem jeden Gesangsfreund daran liegen, namentlich einer Halserkältung vorzubeugen. Die Gefahr einer Erkältung des Halses wird aber wesentlich verringert werden durch eine methodische Abhärtung des Halses. Sie hat, wie alle Abhärtungsversuche, im Sommer zu beginnen, und zwar damit, daß der Hals und die benachbarten Teile der

Brust und des Rückens tagtäglich mit Wasser von mittlerer Temperatur gewaschen und darauf tüchtig trocken gerieben werden. Mit der fortschreitenden Gewöhnung ist dann immer kälteres Wasser zu nehmen, bis man endlich bei einer Temperatur von 12 bis 10 Grad Reaumur anlangt. Hat man mit dem Abhärtungsverfahren den Anfang im Sommer gemacht und es den Herbst hindurch regelmäßig fortgesetzt, so wird man auch im Winter es beibehalten können. Dann wird die Haut des Halses im stande sein, den Kälteeinwirkungen zu widerstehen und den inneren Halsorganen einen Schutz zu verleihen, durch den eine Erkältung verhütet wird.

Alle die Gesangskunst Ausübenden haben diesen Schutz um so nötiger, als sie an dem Vortragsabend gezwungen sind, längere Zeit singend auf der kühlen und oftmals zugigen Bühne zu verharren. Härtet ein Gesangsfreund in der erwähnten Weise seinen Hals ab, so wird er auch nicht der Versuchung ausgesetzt werden, seinen Hals zum vermeintlichen Schutze der Stimme stetig mit einem Halstuch zu umgeben. Denn ein solches Verhalten wird den Hals nur verweichlichen. Wird der Hals fortwährend, also auch dann, wenn es eigentlich nicht nötig ist, durch ein Tuch geschützt, so ist gerade in dem Falle, wo er wirklich einer wärmenden Hülle bedarf, kein weiteres Schutzmittel vorhanden, und es wird bei der geringsten Unachtsamkeit unfehlbar eine Erkältung eintreten. Für einen abgehärteten Hals dagegen kann das Halstuch zu den Gelegenheiten aufgespart werden, wo in der That eine Erkältungsgefahr vorliegt, und nun wird es vom größten Nutzen sein.

Eine solche Gelegenheit bietet sich dem Gesangsfreunde dar, wenn er nach der Gesangsleistung in einem kalten Raum oder ins Freie tritt. Das Singen bringt wegen der damit verbundenen Anstrengung eine starke Blutüberfüllung des Kehlkopfes und namentlich der Stimmbänder

mit sich. Unter diesen Umständen genügt schon eine geringe, unvermittelte Abkühlung, um eine Erkältung herbeizuführen, und darum wird hier das Umlegen eines Halstuches erforderlich sein. Beobachtet dann der Sänger noch die Vorsicht, durch die Nase zu atmen und nicht zu sprechen, so wird er den Temperaturwechsel zumeist ohne Schaden überstehen.

Hat sich auf Grund einer Erkältung aber dennoch ein Katarrh entwickelt, so ist die Schonung der Stimme das erste Gebot. Eine Schwitzkur, das Trinken von warmer Milch mit einem Zusatz von Emser- oder Apollinariswasser, sowie das Umlegen eines feuchtwarmen Umschlages um den Hals wird den Katarrh bald beseitigen und die frühere Reinheit der Stimme zurückkehren lassen. Ganz verfehlt ist dagegen die in Sängerkreisen vielfach verbreitete Ansicht, daß man sich durch einen Katarrh hindurchsingen müsse. Denn ein solches Verfahren wirkt durchaus nicht, wie man annimmt, stimmabhärtend. Es mag sein, daß die Stimme zuweilen trotz des erzwungenen Durchsingens keine erhebliche Einbuße erleidet, viel häufiger aber wird eine Verschlimmerung des Reizzustandes eintreten.

Der einfache Kehlkopfkatarrh stellt nur eine oberflächliche Schleimhautentzündung dar, wird nun aber der Kehlkopf trotz der Erkrankung überangestrengt, und geschieht dieses namentlich wiederholt, so können sich jetzt tiefeingreifende Veränderungen der Kehlkopfschleimhaut und Bewegungsstörungen der Kehlkopfmuskeln entwickeln. Die Veränderungen der Kehlkopfschleimhaut treten auf als Verdickungen der Stimmbänder und Hervorragungen an ihren freien Rändern, eine Erscheinung, die man als Sängerknötchen bezeichnet. Die Sängerknötchen verhindern nicht nur das dichte Aneinanderschließen der Stimmbänder, sondern sie setzen auch ihre Schwingungsfähigkeit herab, so daß dadurch die Stimme dauernd an Wohllaut und Schmelz

verliert. Noch bedeutsamer sind aber die Bewegungsstörungen der Kehlkopfmuskeln, die auf Dehnungen, Zerrungen und Zerreißungen der Stimmbandmuskulatur infolge unzweckmäßiger Anstrengungen beim Gesang zurückzuführen sind. Ist es zu solchen Dehnungen und Zerreißungen gekommen, so ist der Sänger nicht mehr im stande, die Stimmbänder dem jeweiligen Ton entsprechend einzustellen, so daß ein kunstgerechter Gesang vollständig unmöglich wird.

Aber nicht nur zu der Zeit, wo ein Katarrh sich eingestellt hat, soll der Sänger sich Schonung auferlegen, sondern auch schon dann, wenn sich nur eine Ermüdung und Abspannung des Stimmapparates bemerkbar macht. Sind diese doch die Anzeichen dafür, daß eine Ueberanstrengung stattgefunden hat. Als ein vortreffliches Mittel bei Ermüdungszuständen der Gesangsorgane empfiehlt ferner Doktor Ephraim die Halsdusche. Am besten wird sie mit Benutzung eines nicht zu kleinen und in beträchtlicher Höhe aufgehängten Irrigators, der bekanntlich aus einem Blechgefäß besteht, von dem unten ein Gummischlauch abgeht, vorgenommen. Man füllt das Gefäß mit zwei Liter kühlen Wassers von 12 bis 15 Grad Reaumur. Der aus dem Schlauchende hervorschießende Wasserstrahl wird bald gegen die vordere, bald gegen die seitlichen Flächen des Halses gerichtet. Natürlich darf die Dusche nicht bei erhitztem Körper angewendet werden.

An die Dusche kann man dann sehr vorteilhaft die Massage des Halses anschließen. Für den Gesangsfreund genügen Streichungen der Kehlkopfgegend mit der Hand in der Richtung von oben nach unten, die jedoch mit einem gewissen Kraftaufwand ausgeführt werden müssen. Sowohl durch die Dusche als auch durch die Massage wird die Blutüberfüllung der überangestrengten Gesangsorgane herabgesetzt und zugleich ein Gefühl wohlthuender Frische im Hals hervorgerufen.

Die Singstimme ist ein kostbares Gut, das wohl behütet sein will. Einmal ernstlich geschädigt, ist seine Wiederherstellung mit großen Schwierigkeiten verknüpft, wenn nicht gänzlich unmöglich. Wenn daher auch die Erfüllung der hygieinischen Forderungen einige Unbequemlichkeiten mit sich bringt, so bietet sie doch dafür auch die Gewähr, daß die Stimme dem Sangeskundigen in voller Frische und Schönheit erhalten bleibt, ihm und seinen Zuhörern zum Genuß und zur Freude.





Moderne Windmühlen.

Technische Skizze von E. O. Hopp.

Mit 8 Illustrationen.  **(Nachdruck verboten.)**

Wann die Windmühlen zuerst erfunden und in Gebrauch gekommen sind, ist unbekannt. Vor Beginn unserer Zeitrechnung gab es wahrscheinlich keine Windmühlen. Mommsen und Gibbon, zwei der berühmtesten Altertumsforscher und Geschichtsschreiber, erzählen, daß die Kreuzfahrer in den Hochländern Kleinasiens zum erstenmal Windmühlen erblickten und nach ihrer Rückkehr in die Heimat dort ebenfalls welche zu erbauen anfingen; ob sie aber in Kleinasien erfunden worden sind, steht nicht fest. Ein alter böhmischer Schriftsteller will wissen, daß um das Jahr 718 n. Chr. eine Wassermühle in seinem Lande aufgestellt wurde. Vor dieser Zeit, sagt er, gab es in Böhmen nur Windmühlen, die auf den Gipfeln der Berge aufgestellt wurden. Danach wären also die Windmühlen schon lange vor den Kreuzzügen in Europa bekannt gewesen.

Im westlichen Europa wurden die Windmühlen im 12. Jahrhundert eingeführt; man schließt dies daraus, daß um die erwähnte Zeit den Klöstern gestattet wurde, auch Windmühlen zu errichten. In einer Urkunde vom Jahre 1198 kommt die Bewilligung zuerst vor und wird als etwas

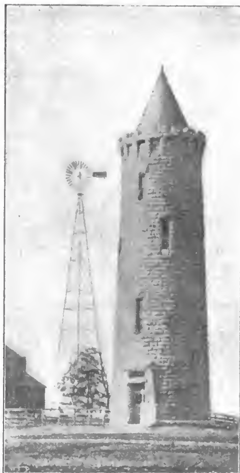
Besonderes angeführt. Dreißig oder vierzig Jahre später waren die Windmühlen bereits so allgemein in Gebrauch, daß die Päpste besondere Steuern von denen einzogen, die sie errichteten und benutzten. Oefters erhob sich zwischen



Eine 1746 erbaute alte Windmühle (Bockmühle).

der Geistlichkeit und den Landbesitzern ein Streit darüber, wem der Wind gehöre. Aus Holland, das heute noch vielfach als das Land der Windmühlen bezeichnet wird, erzählt man in einer alten Klosterurkunde: „Wir hatten keine Kornmühle und beschlossen daher, eine solche zu erbauen. Als der Landesherr dies vernahm, versuchte er alles, was in seiner Macht stand, um diesen Plan zu ver-

eiteln, indem er behauptete, der Wind in Seeland gehöre ihm, und niemand dürfe ohne seine Einwilligung eine Mühle im Lande bauen. Da wir Klosterleute nun also hieran verhindert wurden, wandten wir uns an den Bischof von Utrecht, der über diese Anmaßung des Regenten in hellen Zorn geriet; er erließ ein Edikt, in seiner Diözese dürfe niemand den Wind benutzen, außer mit seiner Erlaubnis und derjenigen der Kirche zu Utrecht, und erteilte uns sofort ein Privileg, Windmühlen zu bauen, wo wir nur wollten, und so viele, als uns beliebte."

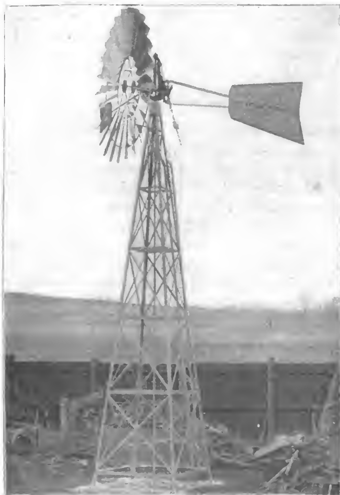


Moderne Mühle neben einer alten Turmmühle.

Diese merkwürdige und interessante Urkunde stammt aus dem Jahre 1391.

Obschon in älteren Zeiten und Jahrhunderte hindurch die Windmühlen sehr wichtige und fast die einzigen Quellen

für mechanische Kraftentwickelung waren, baute man sie doch sehr roh und ungeschickt. Der Wind bläst bekannt-



„Der kleine Brite“, in England verbreitete Pumpmühle.

lich abwechselnd von allen Seiten, aber die ältesten Mühlen waren nur für den Wind berechnet, wie er meistens am Orte wehte, zum Beispiel für den Westwind oder Ostwind; war indes Südwind, so arbeiteten sie nicht, die Segel konnten

nicht gestellt werden, man konnte die Flügel nicht nach einer anderen Seite bewegen. Dieser große Mangel erfuhr erst dann eine Aenderung, als man anfing, auf dem Wasser schwimmende Mühlen, besonders auf Kanälen, zu errichten, so daß man die Stellung der Flügel durch Umdrehung der schwimmenden Unterlage nach Bedarf und mit leichter Mühe ändern konnte. In Deutschland baute man später die ganze Mühle auf einem dicken Pfosten, dem Hausbaum, und vermittelst eines starken Pfahles, der als Hebel diente, ließ sich dann die Bockmühle, so genannt wegen der bockartigen Absteifung des Hauptbaumes mittels starker Streben, leicht umdrehen. Mühlen, welche diese Konstruktion zeigen, finden sich noch hie und da bei uns, wenngleich die neueren Bauten entweder meist sogenannte „Holländermühlen" sind, bei denen das Gebäude feststeht, die Haube, das Dach mit den Flügeln, aber gedreht werden kann, oder auf dem englisch-amerikanischen Prinzip beruhen. Oft wurde die große Stange, mit der man die Mühle bewegte, auch mit treppenartigen Absätzen und mit einem Geländer versehen, so daß man auf dieser etwas verbreiterten Stange in die obere Thür der Mühlen gelangen konnte.

Die Ausbildung der älteren Systeme datiert aus dem 18. Jahrhundert, in welchem sich außer den praktischen Mühlenbauern auch hervorragende Gelehrte, wie Smeaton, Euler und Coulomb, ein Schotte, ein Deutscher und ein Franzose, mit der Theorie der Windmühlen und Windräder beschäftigten.

Da es bei uns im Binnenlande durchschnittlich nur 150 Windtage im Jahre giebt, ist der deshalb unregelmäßige Betrieb nur da lohnend, wo eine Ruhepause keine erheblichen Nachteile mit sich führt. An den Küsten sind die Windtage häufiger, daher auch dort die



Mühle mit einem Eklipsewindrad.

meisten Windmühlen zu finden sind. Im Observatorium zu Falmouth im südwestlichen England hat man die Windstärke eines Jahres genau gemessen; dieselbe betrug:

6—7	engl.	Meilen	die	Stunde	769	Stunden	lang
8—9	"	"	"	"	816	"	"
10—11	"	"	"	"	1228	"	"
12—13	"	"	"	"	814	"	"
14—15	"	"	"	"	724	"	"
16—17	"	"	"	"	635	"	"
18—19	"	"	"	"	568	"	"
20—21	"	"	"	"	525	"	"
22—24	"	"	"	"	609	"	"
25 u. mehr	"	"	"	"	1334	"	"

Der Engländer Cubitt erfand schon im Anfange dieses Jahrhunderts eine Mühle, bei der auf gänzlich automatischem Wege die Flügel stets von selbst die Windrichtung einnehmen. Erst weit später allgemein bekannt und verbreitet wurden aber die englischen und amerikanischen Windräder, von denen wir eine Reihe von Abbildungen beifügen. Diese Windmotoren, wie man sie auch wohl genannt hat, können infolge einer wesentlichen Reduktion des Gewichtes der arbeitenden Teile bei genügender Widerstandsfähigkeit derselben, sowie infolge geschickter, die Reibung erheblich vermindernder Lagerung der Achse bei erheblich geringerer Geschwindigkeit der bewegten Luft, wo bei den älteren Windmühlen der Betrieb und die nutzbare Arbeit nicht möglich war, noch durchaus vorteilhaft arbeiten, wenn auch hierbei die Leistung niedriger ausfällt, als bei günstiger Windstärke. Ferner gestatten diese neuesten englisch-amerikanischen Windräder eine Fortsetzung des Betriebes bei viel stärkerer Windgeschwindigkeit, als dies bei den alten Windmühlen möglich ist, weil sie mit zunehmender Stärke des Windes selbstthätig die dem Winde ausgesetzte Fläche derart verringern, daß ihre Umdrehungszahl für verschiedene Windgeschwindigkeiten dieselbe bleibt.

Die englisch-amerikanischen Windräder, für deren praktische Verwendbarkeit es spricht, daß alljährlich mehrere

Zehntausende hergestellt und verkauft werden, lassen sich bei äußerer Ansicht kaum voneinander unterscheiden, indem die Eklipsewindräder fast genau so wie die Halladaymotoren aussehen. Ersteres besteht aus einer kreisrunden Scheibenfläche, die aus dicht nebeneinander in schräger



Halladaymühle bei Hartford.

Richtung gestellten hölzernen oder ganz dünnen stählernen Brettchen gebildet wird. In der Mitte ist ein freier Raum von etwa einem Drittel des Raddurchmessers, welcher dem Winde freien Abzug gestattet. Durch eine in sehr großen Abmessungen ausgeführte Windfahne, deren Ebene rechtwinklig gegen die Fläche der Scheibe steht, stellt sich letztere mit ihrer Fläche stets derartig, daß der Wind direkt auf die Scheibe trifft. Die Regulierung erfolgt durch eine



Mühle, die eine Pumpe treibt zur Entwässerung eines Moors.

zweite kleine, dem Rad parallele und auf einer Seite über dasselbe hervorragende Windfahne, die bei zu starkem Druck das Rad von der für den Normaldruck vorteilhaftesten Stellung ablenkt.

Das Halladaywindrad hat eine Scheibe, die aus sechs, zuweilen auch aus acht Sektoren besteht, welche um je eine in der Ebene des Rades liegende und in dem Gerippe



Windmühle zum Betrieb eines Dynamos.

desselben gelagerte Achse drehbar sind. Die Drehung der Sektoren hat zur Folge, daß das Rad eine Stellung annimmt, wodurch dem Winde die Arbeitsfläche genommen wird. Die Brettchen, welche in ihrer ursprünglichen Stel-

lung den Wind auffangen, stehen dann in der Richtung des Windes, so daß keine Drehung des Rades erfolgen



Windmühle zur Entwässerung eines Steinbruchs.

kann. In der Mitte eines jeden Sektors befindet sich eine kleine eiserne, radial zum Rad angeordnete Stange, auf welcher je ein kleines, also in radialer Richtung verstell=bares Gewicht vorhanden ist. Bei der Umdrehung des

Rades üben diese Gewichte infolge der Zentrifugalkraft eine derartige Pressung aus, daß die Sektoren sich zusammenfalten und in Ruhestellung übergehen. Zunächst werden sie, sobald die Geschwindigkeit eine gewisse Grenze überschreitet, eine geneigte Lage annehmen und somit dem Wind eine geringere Druckfläche darbieten. Verringert sich die Geschwindigkeit, so stellen sich die Sektoren mit Hilfe eines Hebelmechanismus wieder in die ursprüngliche Ebene. Soll der Betrieb gänzlich aufhören, so wird das Rad mittels einer Zugvorrichtung zusammengeschoben.

Windmotoren dieser Art kann man natürlich überall anbringen, wo sich eine Gelegenheit bietet. In England und Amerika sind hohe eiserne Gerüste am beliebtesten, deren Spitze die Mühle krönt. Die Form „der kleinen Briten" ist zum Zweck, Wasser zu pumpen, in ganz England und Schottland weit verbreitet und bekannt. In Amerika werden die oben beschriebenen Halladaymühlen vielfach verwandt. Eine Mühle dieser Art, die für die Herstellung von Kleie, Maismehl u. s. w. gebraucht wird, steht beispielsweise bei Hartford im Staate Connecticut, sie sieht wie eine Holländermühle mit einem amerikanischen Motor aus. Besonders in solchen Gegenden, in denen Kohlen teuer sind, hat man in diesem Jahrzehnt angefangen, immer größere Windräder dieser Art aufzustellen, mit Durchmessern bis zu 11 Meter, die in Moorländereien zum Beispiel Entwässerungspumpwerke treiben. In Deutschland zählte man 1894 im ganzen 14,301 Windmühlen. Auch die englisch-amerikanischen Windräder oder Windmotoren sind seit dem Ende der vierziger Jahre bei uns in immer steigender Zahl und in allen Größen verbreitet.





Der dunkle Punkt.

Humoreske von Leo v. Torn.



(Nachdruck verboten.)

Frau Alice v. Henzenberg hatte es sehr eilig. Ihre Wangen waren gerötet, und das kleine rosa bebänderte Häubchen saß ihr schief auf dem dichten Blondhaar. Eigentlich trug man heutzutage solche Häubchen gar nicht mehr, aber Frau Alice war schon seit vier Monaten verheiratet und fand es schauderhaft, in ihrem eigenen Hause noch gelegentlich mit „gnädiges Fräulein" oder gar „Freileinchen" angeredet zu werden.

Uebrigens wußte sie auch, daß sie sehr niedlich darin aussah. Heute aber hatte sie noch keine Zeit gehabt, sich durch einen Blick in den Spiegel davon zu überzeugen. Ihr Gatte hatte ihr durchs Telephon mitgeteilt, daß er ein paar Freunde zum Frühstück mitbringen werde. Ein paar! Nach Adam Riese sind das zwei. Für ihren Gatten aber waren ein paar ein sehr unbestimmter Begriff; es waren schon acht Mann gewesen, mit denen er sie überfallen hatte zu einer Zeit, da sie knapp so viel zu Hause gehabt, um ihren ewig löwenhungrigen Mann allein zu sättigen.

Aber sie hätte nicht Alice v. Henzenberg heißen müssen, wenn sie durch dergleichen ernstlich irritiert werden sollte. Sie war die gelehrige Tochter einer energischen Mutter, die ihr als obersten Lehrsatz in die Ehe mitgegeben hatte: Laß dich nicht verblüffen — am wenigsten aber von deinem Mann!

Diesem Grundsatze getreu, versparte sie es sich für später, dem Herrn Gemahl ob des heimtückischen Ueberfalles ihre Meinung zu sagen, schickte ihre Köchin eilends auf Einkauf aus und setzte sich selbst in einen rasenden Betrieb. Und als Marie mit einem großen Korbe vom Delikatessenhändler ankeuchte, war der Eßtisch bereits so wundervoll hergerichtet, daß sich nicht bloß die paar Freunde ihres Gatten, sondern eine ganze regelrechte Hochzeitsgesellschaft daran niederlassen konnte.

Das fand auch der Assessor Fritz v. Henzenberg, welcher gegen alle Verabredung soeben eintrat, und zwar ohne Freunde.

„Alle Wetter, Schnuckchen, das ist aber fein!“ rief er, indem er einen bewundernden Blick auf den Tisch warf und sich dabei seiner Handschuhe entledigte.

„Na und —?“ fragte die kleine Frau gedehnt und sah, mit einer Schüssel voll Preißelbeeren in der Hand, ihren Gatten mit großen Augen und offenem Mündchen einen Moment sprachlos an.

Der Assessor barg umständlich seine Handschuhe in einer der hinteren Rocktaschen, zog ein paarmal seinen sorgfältig aufgebürsteten Schnurrbart durch die Finger und ließ sich mit einer Art geflissentlicher Behaglichkeit, welche Frau Alice längst als Maskierung seiner Verlegenheit kannte, in einem Sessel nieder.

„Ja, sieh mal, Schnuckchen,“ sagte er dann gedehnt, „— aber der Tisch ist wirklich reizend hergerichtet, das muß man sagen!“

„So laß doch den dummen Tisch! Wo sind denn deine Freunde?"

„Meine Freunde, hm — jetzt ist es eigentlich bloß ein Freund."

„Einer?" Frau Alice stellte die Schüssel mit einem hörbaren Ruck auf den Tisch und zerrte heftig an den Achselbändern ihrer Schürze, was ein absolut sicheres Sturmzeichen war.

„Ja, sieh mal, die anderen wollten nämlich nicht."

„Wollten nicht?!"

„Nein, ich kann wirklich nichts dafür, Kindchen," entgegnete der Assessor mit der Hand auf dem Herzen. „Zuerst war die ganze Bande Feuer und Flamme dafür, hierher zu gehen, und da habe ich dir telephoniert, wie du das für solche Fälle wünschtest. Hinterher haben sie es sich aber wieder anders überlegt. Sie meinten, da sie ja nur auf einen Tag hier wären, sei es im Grunde stumpfsinnig, Familie zu simpeln."

„So!" rief die junge Frau empört. „Und was sind denn das für Herren, die sich so benehmen?"

„Gott, du weißt doch, Corpsbrüder, die zu dem Festkommers heute abend gekommen sind."

Frau Alice warf das Köpfchen auf und verschränkte die Arme. „Da hat Mama also wieder recht, wenn sie sagt, daß der studentische Verkehr sich für dich nicht mehr schickt!"

„Wenn Mama das sagt — Mama hat ja immer recht," erwiderte der Assessor mit einer etwas unklaren Nuance im Ton, welche er aber sofort durch doppelte Herzlichkeit korrigierte. „Sieh mal, Schnuckchen" — er erhob sich und legte seinen Arm um sie — „ich weiß, worauf du bei dieser Gelegenheit wieder hinaus willst: ich soll nicht zum Kommers, nicht wahr? Aber das geht nicht. Ich muß!"

„Unsinn!“ erwiderte die kleine Frau kurz und achselzuckend. „Kein Mensch muß müssen.“

„Wer dieses Wort erfunden hat, ist ein Heupferd gewesen, Kindchen, glaube mir. Ich muß, weil ich es fest versprochen habe. Großmann hat mir mein Wort abgenommen, daß ich komme.“

„Großmann! Natürlich! Das konnte ich mir ja denken. Wenn du irgend etwas thust oder sagst, was mir nicht gefällt, dann kann ich darauf schwören, daß dieser gräßliche Mensch im Spiele ist.“

Sie sagte das mit zuckenden Lippen und tastete in dem Morgenrock nach ihrem Taschentuch. Feuchte Niederschläge! Der Assessor kannte das, und er beugte vor.

„Jetzt willst du wieder weinen,“ sagte er, indem er sich resigniert abwandte und mit dem Zeigefinger an der Innenseite seines Hemdkragens entlang fuhr, „und in längstens drei Minuten wirst du mir sagen, daß ich dich nicht liebe, daß ich dich nie geliebt habe, daß ich nur den dicken Großmann liebe und alle anderen Menschen, bloß einzig und allein dich nicht. Nicht wahr? Das willst du sagen —“

„Nun sagst du es ja selbst, daß du mich nicht liebst,“ schluchzte die kleine Frau.

„Nein, zum Kuckuck noch einmal! Das sage ich nicht! Das sagst du oder willst es sagen!“ rief Henzenberg heftig. Aber im nämlichen Moment war ihm seine Heftigkeit schon wieder leid, und er lenkte ein. Er zog sie an sich und suchte ihr Köpfchen aufzurichten. „Nun sei mal vernünftig und sage mir, was du eigentlich gegen meinen Freund Großmann hast. Ich habe schon oft bemerkt, daß du eine heftige Abneigung gegen den armen Kerl hegst, und ich kann das einfach nicht begreifen. Großmann ist eine harmlose, prächtige Seele, die nur den einen Fehler hat, daß sie zu ihrem rechten Wohlsein ein

bißchen viel Feuchtigkeit verbraucht. Aber, du lieber Himmel, irgend einen dunklen Punkt haben wir alle!"

Frau Alice richtete den Kopf auf und sah aus so großen, klaren Augen zu ihrem Gatten empor, daß sie eigentlich noch gar nicht geweint haben konnte.

„Was haben wir alle?" fragte sie gedehnt.

„Nun, einen dunklen Punkt!" lachte der Assessor, herzensfroh, daß es mit der Thränenflut diesmal noch so glimpflich abgegangen war. „Jeder Mensch hat irgend etwas an sich oder in seiner Vergangenheit, das er nicht gerne berührt sieht, dessen er sich schämt und das man ihm eben zu gute halten muß."

„Jeder Mensch?"

„Natürlich, jeder."

„Du ... auch?"

Der hastige, fast atemlose Ton dieser Frage brachte den Assessor zur Erkenntnis, daß er mit seiner philanthropischen Bemerkung eine der größten Dummheiten seiner ganzen viermonatlichen Ehe begangen hatte. Und die Bestätigung dessen ließ auch nicht lange auf sich warten. Frau Alice drehte ihr Taschentuch in den nervösen Händchen zu einem winzigen Knäuel zusammen, schluckte ein paarmal heftig und trat dann dicht an ihn heran.

„Fritz," sagte sie mit einer Stimme, die ruhig und gefaßt klingen sollte, die aber dennoch den Sturm, den Taifun in ihrer Brust verriet, „Fritz, ich bin dein dir vor Gott und den Menschen angetrautes Weib. Du wirst mir sagen, was an dir oder in deiner Vergangenheit ist, das dich geniert und das du nicht gerne berührt siehst. Ich schwöre dir, daß ich es dir zu gute halten werde; kein Wort des Vorwurfs soll je über meine Lippen kommen! Aber ich muß es wissen! Hörst du — ich muß!"

„Kein Mensch muß müssen," persiflierte der Assessor

und versuchte die ernst und flehend auf ihn gerichteten Augen seines Weibes zu küssen. Aber da kam er schön an.

„Also es stimmt," hauchte sie entgeistert, „du hast etwas, das du mir verbirgst. Sonst würdest du nicht mit einem billigen Scherz darüber hinwegzugehen suchen. Es ist also wahr."

Damit trat sie von ihm weg ans Fenster, schwer und schleppend, wie eine gebrochene Frau.

Henzenberg blickte seiner Gattin einen Moment mit offenem Munde und auch sonst nicht gerade gescheitem Gesichtsausdruck nach. Dann steckte er die Hände in die Taschen und lachte laut auf.

„Jetzt lachst du noch," schluchzte die kleine Frau auf, indem sie sich auf einen Stuhl am Fenster fallen ließ und den Kopf mit dem nun vollends abgerutschten Häubchen auf die Fensterbank lehnte, „lachst, wo mir das Herz brechen will, daß du, der du mir der edelste und beste der Menschen gewesen bist, so etwas thun konntest!"

„Aber was habe ich denn gethan?" schrie jetzt der Gepeinigte wild auf.

„Das wirst du schon wissen!" tönte es gepreßt von der Fensterbank her. „Glaubst du denn, ich hätte es nicht schon lange gemerkt, daß dich etwas Schweres bedrückt? Ich wollte dich nur nicht fragen, weil ich hoffte, daß du allmählich den Mut finden würdest, dich mir anzuvertrauen."

„Jetzt wird es mir aber zu arg!" brüllte der Assessor und begann im Zimmer herumzurasen. „Was soll ich denn verbrochen haben? Ich habe weder silberne Löffel gestohlen, noch jemand umgebracht! Daß ich als zwölfjähriger Junge einmal Aepfel gemaust habe, ist längst verjährt. Und sonst weiß ich nichts, was ich zu verbergen oder zu gestehen hätte!"

Frau Alice richtete sich mit der Miene stiller, schmerzens-

reicher Resignation auf. „Das sagst du jetzt, nachdem du dich wider Willen verraten hast. Aber ich will nicht weiter in dich dringen. Das hätte bei deiner verstockten Natur keinen Zweck und als Geständnis für mich auch keinen Wert. Du mußt selbst zu mir kommen, mußt," fügte sie mit müder, thränenerstickter Stimme hinzu, „Zuflucht suchen vor dir selbst und vor den Mahnungen deines Gewissens. Denn im Grunde bist du nicht schlecht, Fritz, ich weiß es, und du mußt furchtbar leiden. Wenn du also dein Herz erleichtern willst, dann komm zu deinem Weibe, dessen Liebe alles verstehen und alles entschuldigen wird."

Henzenberg wurde ordentlich mitgerührt, so lächerlich und zugleich ärgerlich die Sache im Grunde für ihn war, und es that ihm fast leid, daß er beim besten Willen nichts zu gestehen hatte. Ja, ihm kam sogar der Gedanke, aus seiner Erfahrung irgend einen Kriminalfall herauszugreifen, um der Seelenpein seiner kleinen Frau abzuhelfen.

An dieser lyrischen Verrücktheit wurde er aber verhindert durch das Erscheinen der verwitweten Frau Zollinspektor Reimers, seiner verehrten Frau Schwiegermama, die sich mit einem ganz merkwürdigen Instinkt immer dann einzustellen pflegte, wenn den sonst lichtblauen Himmel der jungen Henzenbergschen Ehe ein Wölkchen trüben zu wollen schien.

Mit einem lauten Aufschrei stürzte Frau Alice auf die streng blickende alte Dame zu, und der ganze Schmerz einer verlorenen schönen Illusion ergoß sich in die Worte: „Mama, er hat einen dunklen Punkt!"

— — — — — — — — — — — —

Die Aussprache, welche Frau Reimers sofort angebahnt, hatte keinen Erfolg gehabt; wenigstens den beiderseits erwünschten nicht. Es herrschte die schweratmende Stille

nach dem Sturm. Frau Alice barg das Gesicht an dem vor Entrüstung wogenden Busen der Mutter, und Fritz v. Henzenberg erging sich in einer forcierten Zimmerpromenade.

Die erste, welche wieder Worte fand, war Frau Reimers.

„Ehe ich die Konsequenz dieser Scene ziehe, Herr v. Henzenberg," sagte sie mit bebender Stimme, „richte ich an Sie die Frage, ob Sie Ihre Worte zurücknehmen wollen. Daß Sie auch von mir behaupteten, ich hätte einen dunklen Punkt, das will ich Ihnen noch hingehen lassen. Es ist ja das Schicksal aller um das Wohl einer verheirateten Tochter besorgten Mütter, dieserhalb verhöhnt oder verunglimpft zu werden; aber daß Sie auch von meinem armen Kinde einen dunklen Punkt behaupten, werde ich mir nicht gefallen lassen. Wollen Sie das zurücknehmen?"

Der Assessor blieb stehen und zuckte wütend die Achseln. Dann schöpfte er tief Atem, als brauchte er gehörig Luft, um noch einmal unterzutauchen in dieses Meer von Mißverständnis.

„Verehrteste Frau Mama," sagte er dann mit einer fast übermenschlichen Beherrschung, „ich habe Ihnen bereits zum hundertundzwölftenmal erklärt, daß dieser dunkle Punkt lediglich eine allgemeine Bemerkung war, daß ich weder Sie noch mein eigenes Weib mit irgend einem Spezialpunkte belasten wollte, sondern daß ich ganz im allgemeinen sagte, jeder Mensch habe in seinem Leben etwas, das ihn geniere. Es braucht nicht gerade ein Raubmord oder eine Brandstiftung zu sein — irgend etwas, das vielleicht in seinen eigenen Augen schlimmer scheint, als die Welt es beurteilen würde, wenn sie es wüßte. Das habe ich behauptet, und das behaupte ich noch!"

„Also Sie machen keine Ausnahmen?"

„Nein."

„Gut, mein Kind," wandte sich die alte Dame entschlossen an ihre Tochter, „so wissen wir, was wir zu thun haben. Komm!"

„Aber Mama!" schluchzte die junge Frau laut auf und machte eine heftige Bewegung, als wenn sie zu ihrem Gatten eilen wollte. Frau Reimers hielt sie jedoch zurück und war schon mit ihr in der Nähe der Thür, als Henzenberg mit einer ganz ungewohnten Energie auf sie zu trat.

„Das heißt denn doch die Sache etwas weit treiben, Frau Mama!" rief er. „Ganz abgesehen davon, daß Sie sowohl wie auch Alice in der nächsten halben Stunde schon Ihr Unrecht einsehen werden, habe ich keine Lust, mich wegen einer eigensinnigen Marotte vor meinen Freunden bloßstellen zu lassen, von denen mich einer heute besuchen wird. Amtsrichter Kersten, den Sie, wie er mir sagte, noch von Pritzwalk her auch kennen, wird schon in wenigen Minuten hier eintreffen, und Sie werden begreifen —"

Henzenberg hielt erstaunt inne. Frau Alice hatte bei dem Namen des Amtsrichters einen leisen Schrei ausgestoßen und beide Händchen an den Mund gepreßt. Auch in den Zügen der alten Dame wich das Unerbittliche einer leichten Verlegenheit.

Der Assessor stutzte also und fuhr gedehnt, mit einem prüfenden Blick auf Gattin und Schwiegermutter, fort: „Er ist der einzige, welcher daran festhielt, hierher zu kommen, ein stiller, liebenswürdiger Mensch, der Ihnen gewiß gefallen wird. Aber Sie kennen ihn ja, nicht wahr?"

„O ja, entfernt — —" erwiderte die alte Dame, um dann gleich ganz unmotiviert lebhaft hinzuzufügen: „Aber ich muß nun fort! Ich will hoffen, daß der Streit er-

ledigt ist, und ich mich um Alice nicht mehr zu sorgen brauche."

Sie nickte dem verblüfften Schwiegersohne fast freundlich zu, warf auf ihre Tochter einen ermunternden Blick und ging.

Frau Reimers hatte kaum das Zimmer verlassen, als Alice auf ihren Gatten zustürzte und ihn mit beiden Armen krampfhaft umfing.

„Fritz," rief sie pathetisch, „thu mir die Liebe und laß den Menschen nicht kommen! Ich bitte dich so sehr ich kann! Ich will auch nie wieder unartig sein, wahr und wahrhaftig nicht!"

„Aber, liebes Kind, ich begreife nicht —"

„Nun begreifst du wieder nicht!" schmollte die kleine Frau und stampfte, sich abwendend, mit dem Füßchen auf. „Ja, muß ich dir das nun doch sagen, was mich unsere ganze Brautzeit hindurch so geniert und geängstigt hat? Erlaß es mir doch!"

Der Assessor hatte nach einem tiefen Blick in die reinen Augen seiner Frau seinen Humor wiedergefunden und verharrte bockbeinig auf dem Verlangen nach einer Generalbeichte.

„Ich bin dein dir vor Gott und den Menschen angetrauter Mann," erklärte er mit einem tiefen Brustton, indem er den Arm um ihre Schulter legte und sie hin und her wiegte, „und du mußt mir sagen, was dich bedrückt. Ich werde es dir zu gute halten," fuhr er mit pathetischer Stimme fort, „und kein Wort des Vorwurfs soll je über meine Lippen kommen — höchstens 'n Kuß!"

Damit preßte er seinen Mund auf die frischen Lippen seines Weibes.

„Ach Fritz," seufzte sie, indem sie ihre Arme fest um seinen Hals legte, „es ist ganz etwas Schreckliches! Sieh mal — — es war vor sechs Jahren, ich ging noch zur

Schule — da war Herr Kersten Referendar in Pritzwalk und — und weil er mich immer so angeschmachtet hat, so — wie ein krankes Hündchen, weißt du — da habe ich diesem Schaf einmal ein Gedicht geschickt. — — Fritz, du sagst ja nichts! Ist das sehr schlimm?"

„Sehr."

„Ach Gott, herzliebes Fritzl! Ich werde es ja ganz gewiß nicht wieder thun! Sei gut! Ich habe ja damals schon von Mama solche fürchterliche Ausschelte bekommen, und die ganzen Jahre habe ich so schrecklich schwer daran getragen, es war —"

„Dein dunkler Punkt, Schnuckchen!" rief der Assessor lachend und ließ die beschämte kleine Frau erst eine ganze Weile lang nicht weiter zu Wort kommen. Dann bedang er sich schleunigst den Kommers und noch einen Kuß an Eidesstatt aus, daß die Mama diesmal die Stunde der Heimkehr nicht erfahren würde.

Dann klingelte das — Schaf, und Frau Alice eilte, Toilette zu machen, um dem Manne würdevoll entgegenzutreten, der einmal — —. Ihr dunkler Punkt war ja jetzt ausgetilgt!





Auf der
Schwelle der Neuen Welt.

Reiseerinnerung von Fred Morris.



Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In den Hafen von New York, einen der schönsten und größten der Welt, gelangen die Schiffe durch den Long Island-Sund und East River, doch ist die Haupteinfahrt zwischen Long Island und Staten Island durch die sogenannten Narrows (Meerenge). Die großen Seedampfer müssen meist vor der Barre oder Bank, die sich an der Einfahrt in die Bai von New York gebildet hat, bis zum Eintritt der Flut ankern, um für ihr Passieren die hinreichende Wassertiefe zu gewinnen.

Dann dampft der von Europa kommende Fremde an dem auf einer weit in die Bucht hineinreichenden niedrigen Sandbank errichteten Leuchtturm von Sandy Hook vorüber, der das Wahrzeichen von New York bildet, und bald grüßt ihn auch das Riesenbild der Freiheit, als das Symbol der großen transatlantischen Republik in der Neuen Welt, deren Schwelle er hier betritt.

New York ist die größte Handelsstadt von Amerika, und keine von allen berühmten Hafenstädten der Erde



Gesamtansicht des Hafen von New York.

zeigt sich den Blicken der von der Seeseite Nahenden in großartigerer Weise als die Millionenstadt am Hudson. Der Verkehr im New Yorker Hafen übertrifft alle Vorstellungen, und auch die landschaftlichen Reize der Ufer dieser herrlichen Bucht sind groß und mannigfaltig. Allerdings kommt, wie der vielerfahrene Weltreisende Ernst v. Hesse-Wartegg sehr zutreffend bemerkt, New York noch besonders zu gute, daß der von Europa kommende Besucher es erst nach längerer, mitunter nicht sonderlich angenehmer Seefahrt erblickt, „und deshalb in der weiten, inselum-



Die Einfahrt in den New Yorker Hafen.

schlossenen Bucht, mit der Weltstadt im Hintergrunde, nicht nur die landschaftlichen Reize derselben, sondern überhaupt das erste Land begrüßt, möchte es sich auch als nackte dürre Sanddüne darstellen. Bei allen anderen großen Seehäfen, die man in anderen Gegenden oder Weltteilen anläuft, ist der Reiz dieses ersten Landanblickes bereits geschwunden. Auf dem Weg nach Liverpool, nach London, nach den deutschen oder französischen Häfen muß man zuerst stundenlang im Angesicht der Küste dahinfahren. Wer nach Konstantinopel, nach Neapel, nach Lissabon und Bombay reist, bekommt zuerst ein Stück Land, wenn auch nur mitunter eine Insel, zu sehen. Auf dem Wege nach Rio de Janeiro, Valparaiso, Sydney

laufen die Dampfer vorher an manchen Küstenpunkten an. Aber seit der Sage nach die wellenumspülte Rieseninsel Atlantis auf dem Meeresgrunde verschwunden ist, stellt sich dem Seefahrer auf dem Wege von Europa nach New York nicht das kleinste Stückchen Erde, nicht so viel, als in einen Blumentopf geht, entgegen.

In Europa giebt man sich vielfach der Meinung hin, daß auf der Ueberfahrt nach New York die Küsten von Neufundland oder der Sableinsel gesehen werden. Dies ist nur in den allerseltensten Fällen richtig. Neufundlands Küsten sind gewöhnlich mit dem dichtesten Nebel verschleiert, und das erste Land, das man erblickt, sind die Küsten der dem Staat New York vorgelagerten Insel Long Island." —

Nachdem der Dampfer den erwähnten Leuchtturm passiert hat, gelangt er zunächst in die untere Bai von New York. Die reichbewaldeten hohen Ufer von Staten Island und Long Island nähern sich von beiden Seiten, so daß wir die zahlreichen kleinen Städtchen und Dörfer unten an der Küste und die von den Höhen herabwinkenden Landsitze deutlich unterscheiden können. Da, wo die beiden Inseln, von denen Staten Island, die südliche und kleinere, zum Staate New Jersey gehört, sich einander am nächsten kommen, befindet sich die Meerenge, welche „The Narrows" heißt, und durch die man in die obere Bai und den eigentlichen Hafen von New York einfährt.

Das hier herrschende großartige Seeleben erregt das bewundernde Staunen eines jeden Fremden. Die Flaggen und Wimpel aller seefahrenden Nationen ziehen an uns vorüber; sie wehen bald auf riesigen Passagierdampfern, auf Frachtschiffen oder stolzen Dreimastern und Briggs, bald auf Schonern und schlanken Pilotenbooten. Sie sind nach allen möglichen Küsten und Hafenplätzen bestimmt; nach Kalifornien oder nach Mexiko und Argentinien, nach

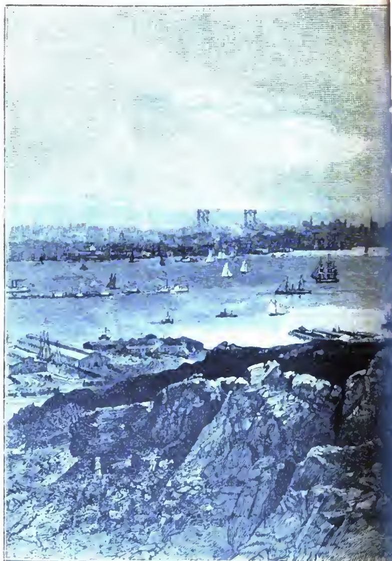
England oder Deutschland, wie nach Indien, Japan oder dem Kap.

Die eigentümlichsten Fahrzeuge im New Yorker Hafen sind die Westenddampfer auf dem Hudson und dem East River und die sogenannten Ferries oder Fährboote, die

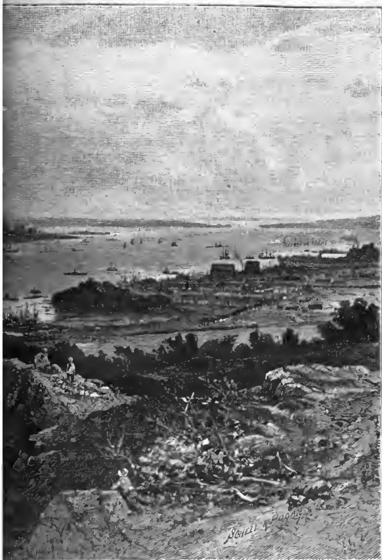


Westenddampfer im Hafen von New York.

in großer Anzahl vorhanden sind und unablässig von dem Landungsplatze auf dem einen Ufer zu dem entsprechenden am entgegengesetzten hin und her fahren. Bekanntlich nimmt ja das eigentliche New York eine Insel ein, die lange und unverhältnismäßig schmale Manhattaninsel, die im Norden der Harlem River, eine an der engsten Stelle bloß 180 Meter breite Meeresstraße, vom



Ansicht von New Yo



n Südwesten aus.

Festlande scheidet. Westlich bespült sie der 1370 Meter breite Nordfluß oder Hudson, im Osten der 550 Meter breite East River, die sich beide bei der „Battery" genannten Südspitze der Manhattaninsel vereinigen. Alle Querstraßen auf dieser münden auf den beiderseitigen Ufern und finden jenseits der beiden, eben genannten Gewässer ihre Fortsetzung in entsprechenden Straßenzügen. Um nun eine fortlaufende Verbindung des von Jahr zu Jahr steigenden Straßenverkehrs nach beiden Seiten hin herzustellen, dienen eben die Fährboote, von denen immer neue in Dienst gestellt werden müssen. Sie gleichen riesigen schwimmenden Häusern; jedes vermag gleichzeitig über 1000 Personen und 14 bis 20 Wagen nebst doppelt so vielen Pferden zu befördern. Das Innere ist in drei durchlaufende Hallen eingeteilt, von denen die mittlere für Fuhrwerke und Vieh, die beiden seitlichen für Passagiere bestimmt sind.

Die dem Küstenverkehr dienende eigene Flotte New Yorks umfaßt über 4000 Fahrzeuge mit einer Million Tonnen. Die überseeischen Passagierlinien, wie Norddeutscher Lloyd und Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, Cunard, White Star, Guion, Pacific Mail, Allan, Compagnie Générale, International Navigation Company (Inman-Linie), haben ihren Endpunkt sämtlich im Hudson, die Sund- und Küstendampfer dagegen meist im East River.

Befestigungen schützen die Einfahrt in die Bai von New York. Auf den Küsten der Narrows entdecken wir zur Linken, auf der Seite von Staten Island, die Mauern und Batterien von Fort Richmond und die dräuenden Geschütze von Fort Tompkins; gegenüber aber das Fort Hamilton und davor auf einem Felsen im Meere das hellrote Gemäuer des Fort Lafayette. Aehnliche Festungswerke finden sich im Inneren der Bai auf der Insel

Governors Island, die kaum 800 Meter von der Battery entfernt liegt. Unweit davon erhebt sich auf der Insel Liberty Island (früher Bedloes Island geheißen) die oben bereits erwähnte gewaltige Freiheitsstatue von Bartholdi, die Frankreich den Vereinigten Staaten als Geschenk zur hundertjährigen Feier der Unabhängigkeitserklärung gewidmet hat. Die Enthüllung der Statue hat am 28. Oktober 1886 stattgefunden; die Kolossalfigur steht auf einem hohen Granitsockel, in der hoch erhobenen



Fort Lafayette.

Rechten eine elektrische Leuchte tragend, deren Licht nachts weit sichtbar ist. Das Fundament ist 16, der Sockel 28 und die aus Kupfer getriebene Bildsäule 46 Meter hoch.

Und nun liegt die Hauptstadt der Neuen Welt, rings von den Wellen umspült und umgürtet von einem Mastenwald, in ihrer ganzen Herrlichkeit vor uns. Hier steigt das Gewirr von hunderttausend Häusern empor, überragt von schlanken Türmen und stolzen Kuppeln, dazwischen die riesigen Paläste des Handels, der Presse und des Verkehrswesens, sogenannte „Himmels- oder Wolkenkratzer“ mit zwölf und mehr Stockwerken. Besonders ins Auge fällt auch die hohe Brücke einer der Wasserleitungen,

die New York mit Trinkwasser versieht und zugleich dem Verkehr dient, und die riesige Hängebrücke, die, auf zwei gewaltigen Pfeilern ruhend, als ein technisches Wunderwerk den Meeresarm des East River überspannt und New York mit Brooklyn, die Insel Manhattan mit Long Island verbindet.

Ganz vorn an der in die Bucht hineinragenden Spitze der Manhattaninsel, der Battery, gewahrt man inmitten freundlicher Anlagen das Rundgebäude Castle Garden, von 1855 bis Anfang 1890 der Landungsplatz der Zwischendeckspassagiere, deren Ausschiffungsort seitdem die nicht weit vom Lande gelegene Ellisinsel, die ebenfalls ein Fort trägt, geworden ist.

New York allein zählte schon 1890 nicht weniger als 1,500,000 Einwohner; seit dem 1. Januar 1898 sind auch alle Vorstädte (Brooklyn, Richmond, Flushing, Jamaica, Long Island City, Newton, East und West Chester) administrativ mit der Stadt New York zu dem sogenannten Groß-New York verschmolzen, dessen Einwohnerschaft sich nun auf gegen 3 Millionen Einwohner beläuft.

Dort zur Rechten der Bai breitet sich Brooklyn an den Ufern des East River aus, sich an die sanft ansteigenden Höhen von Long Island anlehnend. Auf der linken Seite liegen, von New York durch das tiefe und breite Strombett des Hudson getrennt, Jersey City und an dieses anschließend Hoboken. Auch von dieser südwestlichen Seite, vom rechten Ufer des Hudson aus gesehen, wirkt der Anblick der Riesenstadt ungemein großartig. Die Hafenanlagen erstrecken sich meilenweit am Ufer hin; Tunnelbauten unter dem Hudson und neue Brücken sind geplant, und gewaltige Docks mit festen und schwimmenden Elevatoren erleichtern in New York selbst wie in Brooklyn, Jersey City und Hoboken die Umladung der Güter so viel wie möglich.



Die East River-Brücke.

In Hoboken haben auch die beiden deutschen Dampferlinien, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, geräumige und vortrefflich eingerichtete Docks; die der englischen, französischen und italienischen Linien dagegen befinden sich auf der New Yorker Seite. Im ganzen gewährt das Bett der beiden, die Manhattaninsel einschließenden Wasserstraßen



Die hohe Brücke.

14 Quadratmeilen Ankerfläche in der unmittelbaren Nachbarschaft von New York, während die davorliegende Bucht bis zu den Narrows hin ausreichen würde, um sämtlichen Fahrzeugen aller Nationen einen sicheren Ankergrund zu gewähren. Weit über 5000 Schiffe laufen jährlich in den New Yorker Hafen ein.

Auf den Quais stehen die zahllosen Warenschuppen, und auf den längs den Werften hinführenden Straßen verkehren Tausende und aber Tausende von Frachtwagen. Hier, wo Hunderte von Dampfern aller Erdteile friedlich nebeneinander liegen, bekommt selbst der Laie ein klares

Bild von der Großartigkeit des heutigen Weltverkehrs. Kaum wird man anderwärts die Verschiedenartigkeit der Erzeugnisse und ihrer Verpackung, wie ihre Massenhaftigkeit, ebenso den Bau und die Eigentümlichkeit der Fahrzeuge verschiedener Länder klarer und übersichtlicher kennen lernen, als hier im New Yorker Hafen, wo man sie an der Schwelle der Neuen Welt wie zu einer Musterung in Reih und Glied aufgestellt findet.

Die Auswanderer nach den Vereinigten Staaten landen zum weitaus größten Teile in New York. Das Einwandererbureau der Union hat unlängst eine statistische Aufstellung der im Jahre 1898/99 aus Europa eingewanderten Personen veröffentlicht. Ihre Gesamtzahl betrug rund 311,000 Köpfe, so daß man also noch immer von einer Völkerwanderung im kleinen nach Nordamerika sprechen kann. Es entfällt davon aber nur ein verhältnismäßig geringer Teil auf Deutschland, nämlich 27,000 Personen. Es ist das einerseits ein Beweis dafür, daß dort angesichts der günstigeren Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den letzten Jahren der Drang zur Auswanderung sehr nachgelassen hat, sowie andererseits auch dafür, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Union bei weitem nicht mehr so verlockend sind als in früheren Zeiten.





Mannigfaltiges.



Das letzte Duell in England. — Man nimmt an, die Duelle in England seien infolge einer Duellverweigerung seitens des Prinz-Gemahls Albert abgekommen. Es mag sein, daß dadurch der erste Anstoß gegeben wurde, aber der eigentliche Grund des Aufhörens der Duelle in England war wohl der, daß die praktischen Engländer das Unzeitgemäße des Duells früher empfanden als andere Nationen, und daß auf den damaligen Duellgeschichten in England der Fluch der Lächerlichkeit lastete. —

Mrs. Spencer war die etwa fünfunddreißigjährige Witwe und alleinige Erbin eines reichen Londoner Getreidehändlers. Kaum war die Trauerzeit beendet, als die Dame ihren romantischen und nach Höherem strebenden Sinn dadurch bethätigte, daß sie sich mit dem Kapitän Primrose, einem Offizier der Garde zu Pferd, verlobte.

Die Hochzeit wurde wegen der erst jüngst verflossenen Trauerzeit noch hinausgeschoben, was aber das Pärchen nicht verhinderte, sich im Theater und auf Bällen öffentlich zu zeigen — anfangs wenigstens, denn später wurde Kapitän Primrose plötzlich so sehr vom Klubleben mit seinen Sitzungen und Beratungen in Anspruch genommen — so behauptete er wenigstens —, daß er seiner Braut nur noch einen geringen Teil seiner Zeit widmen konnte.

Mrs. Spencer ließ niemals einen Vorwurf über ihre Lippen kommen oder äußerte gar irgend einen schnöden Verdacht. Sie

nahm die Entschuldigungen ihres Ritters wie etwas Selbstverständliches mit freundlichem Lächeln auf.

Um aber gerecht zu sein: diese Nachsicht kostete der Dame nur geringe Ueberwindung. Etwas flatterhaft von Natur, hatte sie für den so häufig abwesenden Bräutigam bald Ersatz gefunden.

In der ersten Zeit der Verlobung nämlich hatte das Brautpaar die verschiedensten Läden und Magazine besucht, um die künftige Wohnung im Westen Londons mit einer eleganteren Ausstattung zu versehen, als sie der Geschmack des verstorbenen Getreidehändlers hatte schaffen können. Bei dieser Gelegenheit hatte Mrs. Spencer in der Teppichabteilung eines großen Bazars dem Verkäufer, einem schlanken blonden Jüngling, zunächst die zweite Stelle in ihrem Herzen eingeräumt, und als ihr Bräutigam „vom Klubleben so in Anspruch genommen war", setzte die Dame die Besuche im Teppichlager allein fort.

Mr. Table, so hieß der hübsche Verkäufer, war ein schüchterner Jüngling und wagte nicht im Traum daran zu denken, daß eine so vornehme Dame, wie die Braut eines Kapitäns der Garde, ihn mit ihrer besonderen Beachtung beehren könne. Er kehrte ihr gegenüber in korrektester Weise nur den Geschäftsmann heraus, und so war es an Mrs. Spencer, die Gefühle des Jünglings zu wecken.

Eines Nachmittags saß sie in der Teppichabteilung, und während ihr Mr. Table seine schönsten Muster vorlegte, seufzte sie so laut, daß der junge Mann beinahe vor Schreck von der Leiter gefallen wäre, auf welcher er gerade stand. Schnell begab er sich hinunter und fragte teilnehmend, ob er mit einem Glase Wasser dienen könne.

„Nein, ich danke, Mr. Table," erwiderte Mrs. Spencer, „mir ist ganz wohl, nur habe ich einen Kummer. Mein Bräutigam ist seit zwei Tagen nicht in seine Wohnung gekommen, und ich fürchte, es könnte ihm etwas zugestoßen sein. Bevor ich die Polizei benachrichtige, möchte ich ihn selbst gern suchen und nach ihm fragen, entweder im Klub oder bei seinen Freunden. Aber Sie begreifen, einer alleinstehenden Dame ist es doch unmöglich, und ich habe niemand —"

„Wenn Madame mit mir vorlieb nehmen wollen — in einer halben Stunde wird das Geschäft geschlossen.“

„Nein, nein, das ist nicht möglich,“ rief Mrs. Spencer mit einem schmachtenden Blick.

„Madame verzeihen, es war allerdings kühn von mir, daß ich, ein Mann in so untergeordneter Stellung —“

„Bitte, Mr. Table, sprechen Sie nicht weiter,“ unterbrach ihn die Witwe rasch, „so habe ich meine Weigerung selbstverständlich nicht gemeint; ich schätze und ehre jeden Menschen, der sich auf ehrenhafte Weise sein Brot verdient. Und wenn Sie Ihr freundliches Anerbieten aufrecht erhalten, so nehme ich es mit Dank an.“ —

Eine halbe Stunde später fuhren beide nach dem Klub, wo Mrs. Spencer den Bescheid erhielt, Kapitän Primrose sei seit vierzehn Tagen im Klub nicht gesehen worden. Nachdem man noch bei einigen Bekannten des Kapitäns erfolglos vorgesprochen hatte, überließ die ihren Worten nach verzweifelte, ihrer Miene nach aber ganz glückliche Mrs. Spencer ihrem Begleiter, der allmählich seine Schüchternheit verlor, die Führung.

Nachdem man in einem feinen Restaurant soupiert hatte, nannte Mr. Table dem Kutscher die Adresse eines eleganten Balllokals, welches Mrs. Spencer erst betrat, nachdem ihr Ritter ihr versichert hatte, daß man, selbst ganz unerkannt, aus einer der Logen dem amüsanten Treiben da unten zuschauen könne.

Mr. Table schien hier ganz bekannt zu sein, denn ohne die Logenschließerin zu bemühen, öffnete er selbst die Logenthüren, welche nur angelehnt waren, um eine passende Loge auszusuchen.

Plötzlich fuhr er erschreckt zurück, und ehe er seine ihm folgende Dame benachrichtigen konnte, standen beide vor Kapitän Primrose, der eben, eine junge Dame am Arm, die Loge verlassen wollte.

Auf beiden Seiten Verlegenheit und tiefes Schweigen, welches der Kapitän zuerst brach.

„Darf ich Sie um Aufklärung bitten, Madame, wie Sie zu so später Stunde in Begleitung eines anderen in dieses Balllokal geraten sind?“

Ueber die freundliche Miene der Mrs. Spencer flog kaum

ein Schatten. „Darf ich Sie um Aufklärung bitten, Kapitän, wo Sie seit vierzehn Tagen gewesen sind, da man im Klub von Ihnen nichts wußte, und wie diese junge Dame —"

„Ersparen wir uns die Auseinandersetzungen, Madame, bis zu einer gelegeneren Zeit. Aber mit diesem jungen Manne möchte ich noch einige Worte wechseln." Und an Mr. Table herantretend, flüsterte er: „Mein Herr, ich bitte um Ihre Karte. Morgen sende ich Ihnen meine Sekundanten."

„Sehr angenehm," entgegnete Mr. Table, aus dessen Gesicht jeder Blutstropfen gewichen war.

In fürchterlicher Erregung verabschiedete sich der junge Mann und eilte zu seinen Freunden, denen er sein Abenteuer erzählte. Er hatte erwartet, daß diese ihm von dem Duell abraten würden, statt dessen fand er aber die größte Bewunderung und wurde so sehr als Held gefeiert, daß er wider seinen Willen zu bramarbasieren anfing und sogleich zwei der Freunde bat, ihn als Sekundanten zu unterstützen, was diese mit größtem Entzücken annahmen.

Einer dieser Sekundanten, Namens Richard Campbell, war Mr. Tables Busenfreund, der mit ihm in demselben Hause wohnte. Als sie beide auf dem Heimweg durch die Straßen schlenderten, faßte Mr. Table die Hand des Freundes und fragte flehend: „Richard, willst du wirklich zulassen, daß ich getötet werde?"

„Das wäre mir sehr schmerzlich, lieber Freund, aber kann ich es verhindern?"

„Auf eine sehr einfache Weise. Du sorgst dafür, daß die Pistolen nur blind geladen werden. Als Sekundant wirst du schon Gelegenheit dazu haben. Versprichst du es mir?"

„Ich verspreche es dir," erwiderte Richard, dem Freunde gerührt die Hand drückend.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Stunde des Duells war gekommen, und die beiden Gegner standen einander gegenüber. Merkwürdigerweise konnte der Kapitän eine gewisse Erregung nicht verbergen, während Mr. Table so ruhig und gelassen blieb, als handle es sich um ein ganz harmloses Vergnügen.

„Die Pistolen sind doch nicht geladen?“ fragte er flüsternd seinen Freund Richard.

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte dieser, sich eiligst entfernend.

Freund Richard hatte allen Grund, unruhig zu sein, denn in der That war es ihm nicht gelungen, das richtige Laden der Pistolen mit Kugeln zu verhindern. Er wagte es aber nicht, dies dem Freunde zu gestehen, aus Furcht, derselbe würde dann von dem Duell zurücktreten und dadurch sich und seine Freunde bloßstellen.

Der Kapitän als der Beleidigte hatte den ersten Schuß, der sein Ziel verfehlte. Auch der darauf folgende Schuß seines Gegners ging vorbei. Die zweite Kugel des Kapitäns streifte Mr. Table leicht an der Wange, wovon dieser aber in der festen Ueberzeugung, die Pistolen seien nicht geladen, gar nichts bemerkte. Der nächste Schuß des Mr. Table aber verwundete den Kapitän derart am rechten Arm, daß das Duell für beendet erklärt wurde.

Von allen Seiten trat man auf Mr. Table zu, um ihm wegen seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit Glück zu wünschen. Der junge Mann strahlte vor Vergnügen.

„Und nun gestatten Sie, Mr. Table,“ wandte sich der Arzt an ihn, „Ihre Wange blutet — die Kugel hat sie gestreift.“

„Wie? Die Pistole des Kapitäns war geladen, mit einer wirklichen Kugel geladen?“ rief Mr. Table leichenblaß werdend, griff mit den Händen in die Luft und — fiel in Ohnmacht.

Der wahre Hergang der Geschichte blieb nicht verborgen und kam in alle Londoner Zeitungen. Mr. Table war so sehr dem allgemeinen Spotte ausgesetzt, daß er, um sich der Oeffentlichkeit zu entziehen, seine Stellung im Bazar aufgab. Jedoch wurde er dafür dadurch entschädigt, daß Mrs. Spencer ihm die Hand reichte, nachdem sie mit dem Kapitän endgültig gebrochen hatte.

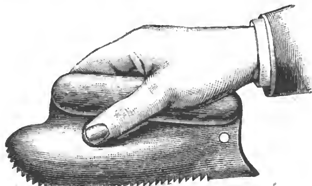
Seit diesem Duell hat man von weiteren in England nicht mehr gehört. M. H.—d.

Verschönerungsmittel der Nürnbergerinnen vor vierhundert Jahren. — Wie aus einer noch vorhandenen Familienchronik vom Jahre 1502 hervorgeht, bedienten sich die Nürnberger Damen oft merkwürdiger Mittel, um sich ihre Jugendfrische zu er-

halten. Besonders beliebt waren bekanntlich schon von jeher Bäder und Waschungen mit Eselinnenmilch; auch Schlangenblut, Eidotter und die Asche einer verbrannten Maus, mit Baumöl gemischt, wurden damals in Nürnberg verwendet. Ein anderes Rezept lautet: Man nehme einen weißen Kapaun, füttere ihn drei Wochen mit in Ziegenmilch gequollenem Reis, erwürge ihn darauf, hacke ihn klein und stelle daraus ein Waschwasser her. — Um Runzeln zu vertreiben, empfahl man Einreibungen mit Eselsfett oder Eulengehirn. Gegen Sommersprossen gab es mehrere Mittel. Man machte sich, wenn man nicht das Fell eines gefleckten Leoparden erhalten konnte, entweder eine Salbe aus Bockstalg mit Schwefel oder eine schleimige Suppe aus zerschnittenen Wegschnecken. Auch wurde Kuhmilch mit Hirschhorn oder Rehgalle angewendet. Haarpomade machte man aus Bärenfett oder Aalschmalz, Uhublut sollte krause Haare geben, Ziegengalle zu starke Augenbrauen mindern. Zahnpulver bereitete man aus Asche von einem Hasenschädel und Fenchelsamen, ein Enthaarungsmittel aus dem Blute der Fledermäuse. Ziemlich kompliziert war die Herstellung von Lippenpomade. Man nahm dazu das „Netz" eines Zickleins, legte es dreizehn Tage in Rosenöl, nahm es dann heraus, breitete es auf einem Zinnteller aus, setzte es in den warmen Sonnenschein und ließ das Fett herausbraten. Da das Rosenöl sehr teuer war, so ersieht man daraus, daß sich's die Nürnberger Damen schon vor vierhundert Jahren etwas kosten ließen, wenn es galt, ihr Antlitz zu verschönern. Z.

Neue Erfindungen: I. Patentierter Fleischschaber und Fischschupper. — Ein äußerst nützliches Werkzeug für unsere Hausfrauen ist der abgebildete patentierte Fleischschaber und Fischschupper. Jede Hausfrau weiß, wie peinlich beide Manipulationen mit dem Küchenmesser sind, und wie oft man sich dabei in den Finger schneidet. Schabefleisch fertig vom Fleischer zu kaufen, empfiehlt sich im allgemeinen nicht. Meist sind die Sehnen mitgehackt, und das Fleisch ist wohl gar noch künstlich durch Wasser beschwert. Der Fleischschaber nun gewährt den Vorteil, daß das hergestellte Schabefleisch sehnenfrei ist, denn die Sehnen bleiben auf dem Brett zurück, und daß man stets sicher ist, gutes Fleisch zu haben. Er ist aus stark vernickeltem

Metall hergestellt, unten befinden sich scharf geschliffene Zähne, oben ein Handgriff aus poliertem Holz. Man schneidet das Fleisch, das man haben will, in 1 bis 1½ Centimeter dicke Scheiben längs dem Strich der Fasern oder Sehnen, hält es mit der linken Hand auf dem Brett und führt mit der rechten das Instrument. Beim Fischschuppen gebraucht man es in gleicher Weise, indem man den Schuppenlagern entgegenfährt. Der

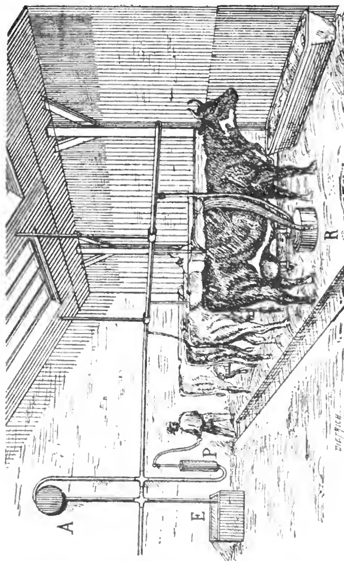


Patentierter Fleischschaber und Fischschupper.

Fisch wird natürlich nicht zerschnitten. Die Handhabung ist leicht und zuverlässig. F. Z.

II. Automatisch wirkende Melkvorrichtung. — Die Milch entfließt dem Euter des Muttertieres bekanntlich unter dem durch das Maul des saugenden Jungen ausgeübten Druck, der dabei den Widerstand von Schließmuskeln zu überwinden hat. In möglichst gleicher Weise muß man beim Melken mit der Hand wirken. Durch zweckmäßige Handgriffe und sanfte Behandlung kann erfahrungsmäßig die Milchausbeute ganz erheblich gesteigert werden. Da man aber nicht immer über geeignetes Personal verfügt und zudem das Melken eine ebenso anstrengende wie langwierige Arbeit ist, so hat man wiederholt versucht, die Milch durch andere mechanische Mittel zu gewinnen. Bereits praktisch bewährt hat sich die automatisch wirkende Melkvorrichtung, die unsere Abbildung veranschaulicht, und mit der außerdem beliebig viele Kühe gleichzeitig in der dargestellten Weise gemolken werden können. Das System ist ziemlich einfach

und verursacht keine allzu hohen Kosten. Ringsum im Stall wird eine eiserne Rohrleitung geführt, die an den beiden Enden ge-



Automatisches Melken von Kühen.

schlossen ist. Vor jeder Kuh geht ein Schlauch von der Röhre zu dem auf dem Boden stehenden Aufnahmebehälter für die

Milch (R), den ein gläserner Deckel luftdicht verschließt. Oben an der Wand ist ein Luftreservoir (A) angebracht und zunächst durch ein senkrechtes Rohr mit der allgemeinen Rohrleitung verbunden; das Rohr wird aber noch weiter darüber hinaus abwärts geleitet, um in einem Wasserbehälter E zu endigen. Die Milchbehälter sind auf der anderen Seite mittels einer besonderen Vorrichtung mit dem Euter der Kuh verbunden. Wenn man nun durch die Pumpe P die Wassersäule in der senkrechten Röhre zum Steigen bringt, so entsteht in dem Rohrsystem ein wechselnder Luftdruck, der auf die Euter wie ein Saugen wirkt und die Milch zum Ausfließen bringt. Auch vom hygieinischen Standpunkte aus erscheint dies System empfehlenswert, da sich hierbei leicht für peinlichste Reinlichkeit sorgen läßt. G. M.

III. Verkapselmaschine „Monopol". — Für Weinhandlungen, Hoteliers und Private dürfte eine sehr praktische Neuheit für den Kellereibetrieb von Interesse sein. Die Firma Ziegler & Groß in Konstanz 59 bringt nämlich seit kurzem eine neue, durch Gebrauchsmusterschutz geschützte Hand-Flaschenverkapselmaschine „Monopol"


Verkapselmaschine „Monopol".

in den Handel (Preis M. 12.50). Der beistehend veranschaulichte, höchst nützliche und zweckmäßige, aus solidem, elegant bronziertem Gußeisen hergestellte, auf Brett montierte Apparat ist für Weinflaschen, Krüge 2c. mit verschiedener Kopfstärke, da die Gummibacken auswechselbar sind, für Kapseln bis zu 50 Millimeter verwendbar, und man erzielt mit denselben einen eleganten zweifaltigen Verschluß ohne Verletzung der Kopf- und Seitenprägung. Die Anwendung ist höchst einfach. Man schiebt die mit lose aufgesetzter Kapsel versehene Flasche in die betreffende Oeffnung bis zur Rückwand, drückt alsdann den Hebel kräftig nieder und läßt, während man mit der Flasche eine kleine Drehung von 1 bis 2 Millimeter nach links macht, zu gleicher Zeit einen zweiten kräftigen Hebeldruck folgen, wodurch sich die Kapsel fest anlegt.

Die erste Aufführung des „Freischütz“ in Berlin. — Wie jeder Mann, der öffentlich seine Geistesprodukte darbietet, hatte auch Karl Maria v. Weber von der Kritik viel zu leiden, was ihn oft so verstimmte, daß er begonnene Arbeiten wieder zerriß. Eben hatte er die letzte Feile an seine Oper „Der Freischütz“ gelegt, als ihm sein Freund, der Direktor des Berliner Theaters, welcher den „Freischütz“ zur Aufführung übernommen hatte, eine Nummer der Musikzeitung vorhielt, in der ein gewisser K. über Weber in unwürdigster Weise loszog, ihm jedes Talent absprach und die letzten Erzeugnisse des Komponisten eine elende Schuljungenleistung nannte.

Weber war begreiflicherweise sehr aufgebracht gegen den Anonymus, und das um so mehr, als auch der Theaterdirektor durch die Kritik etwas beeinflußt schien und Besorgnisse wegen des „Freischütz“ hegte. Schon wollte er im aufwallenden Zorn das Werk zerreißen, als ihm der Bühnenmann in den Arm fiel: „Machen Sie keinen Unsinn, Weber,“ sagte er, „wenn ich an dem möglichen Erfolge Ihres „Freischütz“ zweifelte, so geschah es nicht, weil ich dessen Wert nicht erkenne, sondern lediglich aus Furcht, daß das Publikum beeinflußt werde. Sie wissen, das ist wie eine Herde, die dorthin läuft, wohin der Hirte mit der Peitsche schnalzt, und der Hirte ist die berufene oder auch unberufene Kritik. Diese Herren lassen niemand in Ruhe, das heißt solange er lebt, mit bereits Gestorbenen gehen sie anders um.“

„Da soll ich also wohl schnell noch vor der Aufführung meines „Freischütz“ sterben?“ fragte Weber sarkastisch.

„So ungefähr — wenigstens für Berlin.“

„Ah! Ich verstehe,“ lachte Weber und ließ sich überreden, den „Geniestreich“ des Direktors wenigstens nicht zu vereiteln.

Als nun im Winter 1821 die Oper in Berlin zur Ankündigung kam, erschien der Theaterzettel mit schwarzem Rand, und die Berliner Zeitungen berichteten von dem unvermuteten Tode des Komponisten in Dresden.

Natürlich war das Theater ausverkauft, und die Kritik erging sich in beredten Worten über dieses Musterstück eines deutschen

Komponisten und Dichters, den ein tragisches Geschick viel zu früh der Kunst entrissen habe.

Wenige Tage darauf — Telegraphen und Eisenbahnen gab es damals ja noch nicht — traf in Berlin die Nachricht ein, daß die Todesnachricht eine falsche sei, Herr Karl Maria v. Weber sei vielmehr in Berlin eingetroffen, um seine Oper dem hiesigen hochverehrten Publikum selbst vorzuführen. Alles war freudig berührt, und auch die Kritik konnte nun nicht mehr schwarz sagen, was sie bereits als weiß erklärt hatte. A. D. B.

Eine Zwangsvermählung. — Am 25. August 1572 fand jene weltgeschichtliche Vermählung der Margarete von Valois mit König Heinrich von Navarra statt, die später wegen der sich daran anknüpfenden Niedermetzelung der Hugenotten die „Pariser Bluthochzeit" genannt wurde. Aber auch an sich selbst war diese Eheschließung eine der seltsamsten, welche die Geschichte der Höfe kennt. Margarete von Valois, von einer heftigen Abneigung gegen Heinrich von Navarra ergriffen, weigerte sich nämlich bis zur letzten Stunde vor der Trauung, dem ihr vom Hofe aufgedrungenen Bräutigam die Hand zum Ehebunde zu reichen. Als nun der Augenblick der Einsegnung des Paares erschien, und Margarete an der Seite Heinrichs von Navarra von der Pforte der Kathedrale den unter freiem Himmel errichteten Altar betrat, richtete der Kardinal von Bourbon die vorgeschriebene Frage an die Braut: „Wollt Ihr, Prinzessin, den König Heinrich von Navarra zum Gemahl nehmen?"

Allein die Prinzessin biß die Zähne zusammen und blieb die Antwort schuldig.

Zum zweitenmal legte ihr der Kardinal die Frage vor, und wieder schwieg die Braut. Da entstand ein lautes Murren in der Menge der Zuschauer, und schnell entschlossen legte der Kardinal der Braut die Hand auf den Kopf und gab diesem die erwünschte Beugung, die als zustimmendes Nicken genommen wurde, so daß hierauf die Einsegnung ohne weiteres vor sich gehen konnte.

Bei der nachmaligen Klage auf Ehescheidung unterließ Margarete von Valois nicht, dieses erzwungene Kopfnicken zu ihren Gunsten geltend zu machen. J. W.

Die Walfische und die Schiffahrt. — Trotzdem es noch vor zwanzig Jahren bedeutend mehr Walfische gab als jetzt, wo diese Riesentiere des Meeres in manchen Gegenden fast gänzlich ausgerottet sind, kennt man doch aus früherer Zeit nur wenig unangenehme Begegnungen oder Zusammenstöße zwischen Schiffen und Walfischen. Eine einzige Katastrophe, die durch einen Walfisch hervorgerufen wurde, kennt man aus dem südlichen pacifischen Ozean, die in den sechziger Jahren dem Walfischfahrer „Essex“ zustieß. Zweitausend englische Meilen von jeder Küste entfernt, entdeckte die Besatzung des Walfischfängers „Essex“ einen riesigen Walfisch mit seinem Jungen. Die Boote wurden ausgesetzt, und das Junge wurde harpuniert und getötet. Der Walfisch geriet darüber in furchtbaren Zorn, peitschte mit seinem Schwanz wie wahnsinnig das Wasser und setzte sich endlich gegen das Schiff, auf welchem sich nur wenige Mannschaften befanden, da die anderen in den Booten waren, mit rasender Geschwindigkeit in Bewegung. Der Walfisch traf das Schiff mitten in eine der beiden Seitenwände und stieß in den hölzernen Walfischfahrer mit seinem Kopf ein derartiges Loch, daß das Schiff sofort sank. Mit Mühe und Not konnten sich die Leute retten. Mit wenig Wasser und Nahrungsmitteln versehen, litten die Insassen der Boote, die nun versuchten, das Land zu erreichen, entsetzlich. Ein Sturm trennte die Boote voneinander, und nur eines von ihnen landete an der südamerikanischen Küste mit einer Besatzung von Halbtoten und Wahnsinnigen. Die anderen Boote gingen verloren.

Einige Jahre später sichtete ein anderer Walfischfahrer in jener Gegend einen riesigen Walfisch, der sich anscheinend im Todeskampfe befand und nicht mehr im stande war, unterzutauchen, als man Boote aussetzte und ihn harpunierte. Er verstarb, bevor er noch den Todesstoß von dem Walfischfängerboote erhalten hatte, und man entdeckte, daß er in seinem Kopf eine Menge von großen Holzsplittern, sowie von Eisenteilen trug, die bei ihm jahrelanges Siechtum hervorgebracht haben mußten. Man zweifelte nicht daran, daß dieser Walfisch derjenige sei, der seiner Zeit die „Essex“ gerammt hatte und sich dabei an den Holz- und Eisenteilen des Schiffes seine Kopfwunden zuzog.

Wie bereits erwähnt, ist dieser Fall so ziemlich der einzige,

den man aus früheren Jahren kennt. Dagegen haben die letzten fünf Jahre eine ganze Anzahl von unangenehmen Begegnungen zwischen Schiffen und Walfischen aufzuweisen, und zwar war der Schauplatz dieser Ereignisse fast ausnahmslos die Küste von Kalifornien im westlichen Nordamerika. Zwischen der südkalifornischen Küste und zwischen der Insel Santa Catalina befindet sich ein Kanal, welcher zu gewissen Zeiten von ganzen Scharen von Walfischen aufgesucht wird. Sie ziehen entweder in Gruppen oder einzeln bis nach San Francisco hinauf, dringen durch die schmale Einfahrt des Goldenen Thores bis in die Bai von San Francisco vor und bilden nun geradezu ein Hindernis für die Schiffahrt. Kleinere Lustjachten, die an der kalifornischen Küste kreuzten, sahen sich schon öfters gezwungen, niedrigeres Wasser aufzusuchen, weil sich Walfische an sie herandrängten, vielleicht nur, um ihren Rücken an dem Kiel der Fahrzeuge zu reiben, wodurch aber für das Schiff sehr unangenehme Situationen entstehen können. Einer solchen Jacht ist ein Walfisch ungefähr dreitausend englische Meilen nachgeschwommen, ohne sich sonst feindselig zu zeigen; wahrscheinlich hielt er das Schiff für einen Kollegen.

Die Insassen von Lotsenkuttern haben besonders unangenehme Begegnungen mit Walfischen gehabt. Einer dieser Kutter aus dem Hafen von Wilmington, dem Vorhafen von Los Angeles, wurde zu plötzlichem Kentern gebracht, und die Mannschaft rettete sich nur mit Mühe, weil ein Walfisch plötzlich unter dem Kutter aufstieg und mit seinem Rücken das Boot zum Umfallen brachte.

In einem anderen Falle legte sich ein Walfisch so dicht an den Bord eines Kutters, daß er beim Atmen und Ausspritzen des Wassers aus seinen Kopflöchern die Insassen des Kutters fortwährend mit Wasserfluten übergoß. Selbst der Atem des ungeheuren Tieres mit seinem unangenehmen thranigen Geruch wurde den Insassen lästig, aber alles Schreien und Schießen half nichts, bis der Kutter in Flachwasser flüchtete und so den Zudringlichkeiten des Ungeheuers entging.

Ganz besonders schlimm ging es dem Lotsenkutter „Bonita" aus San Francisco, der aus der Bai durch das Goldene Thor in die See hinausgefahren war, um hier in Erwartung von

Schiffen zu kreuzen. Er hatte an Bord vier Lotsen und fünf Mann Besatzung, und der Kapitän war ein besonders tüchtiger Seemann. Bei klarem Wetter erhielt das Schiff plötzlich einen leichten Stoß, so daß die Insassen glaubten, sie seien auf einen ihnen unbekannten Felsen aufgelaufen. Es zeigte sich aber bald, daß es ein Walfisch gewesen war, und da der Kutter unter vollem Wind ging, war die Berührung für den Walfisch wahrscheinlich recht unangenehm gewesen. Es erschien auch an Steuerbord des Schiffes im nächsten Augenblick ein ungefähr siebzig Fuß langer Walfisch, der wütend das Wasser mit seinem Schwanze peitschte, und dann schoß er, ähnlich wie jener Walfisch, der die „Essex" rammte, auf den Kutter los und traf mit seinem Kopfe das Schiff rechts vom Steuer mit solcher Gewalt, daß nicht nur alle Leute zu Boden stürzten, sondern auch das Schiff ein Leck bekam, durch welches das Wasser sofort eindrang. Der Walfisch verschwand, Mannschaften und Lotsen eilten an die Pumpen, aber sie konnten des eindringenden Wassers nicht mehr Herr werden. Zum Glück war ein anderer Kutter in der Nähe, der heraneilte, um die Insassen aufzunehmen; eine Stunde später war der Kutter gesunken. Zehn Tage darauf bekam aber dieser unangenehme Walfisch seinen Lohn, indem er einen Zusammenstoß mit dem großen Dampfer „San Rafael" hatte, der auf der Fahrt nach San Francisco unterwegs war. Als der Dampfer in der Nähe des Goldenen Thores war, gab es plötzlich einen Ruck am Schiffsboden, durch welchen alles, was nicht niet- und nagelfest an Bord war, zusammenbrach. Man glaubte allgemein, man sei auf eine Sandbank aufgelaufen, und besonders die Heizer im Maschinenraum erlitten durch den furchtbaren Stoß und das Herumschleudern zum Teil recht schwere Verletzungen. Man war mit einem Walfisch zusammengerannt, und zwar war das Schiff mit seinem scharfen Eisenbug quer durch den dicken Rücken des Walfisches hindurchgefahren. Man eilte sofort an die Pumpen, weil man glaubte, das Schiff habe sich den Boden eingedrückt, es zeigte sich aber gänzlich unbeschädigt. Der Walfisch wurde einige Tage später tot an die Küste südlich von San Francisco angetrieben, und seine Leiche lockte Tausende von Zuschauern herbei.

Der im Hafen von Wilmington beheimatete Dampfer „Hermosa“ hat sogar zweimal in den letzten fünf Jahren Zusammenstöße mit Walfischen gehabt. Beim erstenmal streifte er nur einen Walfisch, der sich gerade unter dem Schiff aus der Tiefe erhob, und die „Hermosa“ neigte sich so stark nach Backbord, daß Kapitän und Besatzung fürchteten, das Schiff würde kentern. Das zweite Mal, und zwar vor wenigen Monaten, rannte das Schiff, das einen besonders scharfen Bug besitzt, einen Walfisch mitten durch, der ebenfalls drei Tage später an die Küste von Wilmington tot angetrieben wurde.

Große Dampfschiffe sind naturgemäß weniger durch Walfische gefährdet. Sie haben einen eisernen, sehr scharf gebauten Bug, der wie ein Messer durch die Fett- und Fleischmasse des Walfisches hindurchgeht. Sie warnen auch durch das Arbeiten ihrer Schrauben den Walfisch davor, gerade an der Stelle im Wasser aufzusteigen, wo sich das Schiff befindet. Kleinere Dampfer indessen, welche nur Vergnügungszwecken dienen, ebenso Fährboote thun immer gut, wenn sie in die Nähe eines Walfisches kommen, diesem aus dem Wege zu gehen und sofort flaches Wasser aufzusuchen. O. K.


Frhr. K. v. Ketteler, der ermordete deutsche Gesandte in Peking.

Die Hinrichtung des Mörders des Freiherrn v. Ketteler. — Am 20. Juni 1900 wurde bekanntlich Freiherr K. v. Ketteler, der kaiserlich deutsche Gesandte in Peking, auf dem Wege zum Tsungliyamen von chinesischen Soldaten der regulären Armee überfallen und erschossen. Nach dem Einmarsch der verbündeten Truppen in die chinesische Hauptstadt gelang es, den Mörder ausfindig zu machen und zu verhaften. Es war ein Mandschuunteroffizier der kaiserlichen Bannertruppen, Namens Enhai, der auch eingestand, daß er den Gesandten meuchlings niedergeschossen



Enhai, der hingerichtete Mörder des Freiherrn v. Ketteler.

habe, und zwar auf Befehl seiner nächsten militärischen Vorgesetzten. Ueber den eigentlichen Anstifter dieser verräterischen Unthat konnte oder wollte er keine Auskunft geben. Enhai wurde zum Tode verurteilt, und am 31. Dezember 1900 auf

derselben Stelle, wo das Verbrechen begangen worden war, das Urteil an ihm vollstreckt. Generalleutnant v. Lessel, Kommandeur des deutsch-ostasiatischen Expeditionscorps, Generalmajor v. Trotha, Kommandeur der 1. ostasiatischen Infanteriebrigade, und andere Offiziere waren zugegen. Der Verurteilte, dem auf der Richtstätte die Fußfesseln abgenommen wurden, zeigte keine Todesfurcht. „Ich bin bestochen worden," sagte er zu den Umstehenden mit dem Hinzufügen: „So schaut, wie mein Herz ruhig ist!" Er mußte nach chinesischer Sitte niederknieen, das Todesurteil wurde verlesen, und der Delinquent den einheimischen Strafvollzugsbeamten übergeben. Hierauf trat der Scharfrichter vor und trennte mit einem einzigen Hiebe das Haupt Enhais vom Rumpfe. Der Mörder des deutschen Gesandten hat somit den verdienten Lohn empfangen, dagegen sind die eigentlichen, hochstehenden Urheber jenes völkerrechtswidrigen Verbrechens der strafenden Gerechtigkeit bisher entzogen geblieben. —E. M.

Ein neues Betäubungsmittel. — Nirvanine heißt das neue Betäubungsmittel, welcher Name an Nirwana, das Paradies der Buddhisten, erinnert, wo alle Leiden in seliger Ruhe dahinschwinden. Nirvanine ist ein Agens, welches zwar weniger kräftig als Opium und Chloroform, das aber auch weniger giftig ist und doch eine genügende betäubende Kraft besitzt. Bringt man einige Tropfen der Lösung desselben in ein Auge, so tritt in zehn Minuten vollständige Unempfindlichkeit ein; man kann das Auge mit dem Finger berühren, die Bindehaut mit der Zange fassen und Operationen vornehmen, ohne daß die betreffende Person den geringsten Schmerz verspürt. Auf die Schleimhäute in Mund und Nase bringt Nirvanine gar keinen Reiz hervor, und die Betäubung ist vollkommen. Soll eine absolute Betäubung eintreten, um Einschnitte machen oder beizen zu können, so müssen die Enden der Nerven mit der Lösung in Berührung gebracht werden. Die praktische Betäubung wird durch Einspritzungen unter die Haut oder die Schleimhaut herbeigeführt.

Dem Nirvanine wird wegen seines geringen Giftgehaltes vor allen anderen Betäubungsmitteln der Vorzug gegeben. Man kann davon bis 40 Centigramm einspritzen, ohne daß ein

Zwischenfall eintritt; die gleiche Dosis Kokain würde eine starke Vergiftung herbeiführen. Mit Lösungen von ein Prozent oder mehr sind die Wirkungen sehr deutlich und genügend schnell; der Grad der Betäubung wächst mit dem Grad der Lösung. Mit einer Lösung von ein Prozent kann man in 15 Minuten Gefühllosigkeit erreichen, mit zwei Prozent in 20 oder 25 Minuten auf einer Fläche von 3 bis 4 Quadratcentimeter. Macht man um eine Geschwulst von der Größe einer Faust vier oder fünf Injektionen von 1 Kubikcentimeter der zweiprozentigen Lösung, so bewirkt man eine Betäubung, welche die Wegnahme der Geschwulst ohne Schmerzen zuläßt.

M. Boncour, Professor der zahnärztlichen Schule in Paris, wendet das Nirvanine mit großem Erfolg in der Zahnchirurgie an und findet, daß dieses Medikament bedeutend wirksamer ist, als die bisher bei Betäubung des Zahnfleisches oder beim Zahnziehen angewandten Mittel.

Die Lösungen des Nirvanine besitzen auch den Vorteil, viel beständiger zu sein als die des Kokain; sie ändern sich nicht durch Kochen und sind daher leicht sterilisierbar. Infolge seiner chemischen Zusammensetzung besitzt das Nirvanine eine fäulnisverhindernde Eigenschaft. Es ist dies ein Grund mehr, demselben vor anderen Mitteln für lokale Betäubung den Vorzug zu geben; aber was seine wirkliche Ueberlegenheit ausmacht, ist seine schwache Giftigkeit. C. T.

Ein Prinz als Raubmörder. — Es war am 13. April 1696, als der neuernannte portugiesische Botschafter Karl Joseph Procop Prinz de Lygne in Wien seine feierliche Auffahrt hielt. Die Pracht, welche er dabei entfaltete, hatte halb Wien herbeigelockt. Sechs, jede mit sechs kostbaren Pferden bespannte Karossen, von mehr denn achtzig Personen begleitet, bildeten den glänzenden Zug. Der Prinz, der mit der Marquise d'Arronches, der einzigen Tochter des portugiesischen Premierministers, verheiratet war, stammte aus einem vornehmen niederländischen Geschlecht; sein Vater war Gouverneur von Mailand und Grande von Spanien, seine Mutter eine Fürstin von Nassau. Dem Glanze seines Einzuges entsprach die Einrichtung seines Hausstandes. Er mietete ein Hotel vor dem Kärntner Thore, stattete es mit

großem Luxus aus und gab glänzende Feste. Alles, auch das hohe Spiel, an welchem er teilnahm, verriet großen Reichtum.

Eines Tages verlor er an den Grafen Ferdinand Leopold v. Hallweil 13,000 Dukaten, eine Summe, die allerdings so beträchtlich war, daß der Gewinner die bare Zahlung nicht sofort verlangte, sondern sich mit einer Schuldverschreibung begnügte, in welcher der Zahlungstermin auf mehrere Wochen hinausgeschoben ward; der Termin verlief aber, ohne daß der Prinz seine Schuld einlöste. Der Graf wartete noch einige Zeit, als aber der Prinz nichts von sich hören ließ und auf eine höfliche Erinnerung nur Versprechungen gab, die abermals nicht erfüllt wurden, sprach der Graf öffentlich von diesem Umstande. Er erhielt hierauf von dem Prinzen de Lygne ein Schreiben, worin dieser ihn aufforderte, einige Tage später, am 10. August 1696, zu ihm zu kommen, die Schuldverschreibung mitzubringen und sein Geld zu empfangen.

An demselben Tage, an dem dieses Billet geschrieben wurde, fuhr der Prinz mit einem Kutscher und einem Diener nach dem in der Nähe von Wien gelegenen Dorfe Göblitz. Er ließ hier seinen Wagen im Gasthofe zurück, begab sich mit seinem Diener in den nahen Wiener Wald, in dem damals die Gesandten freie Jagd hatten, und verweilte daselbst mehrere Stunden. Dort begegnete er einem Sandfuhrmanne, dessen Schaufel und Hacke er kaufte und im Walde versteckte. Der Prinz fuhr dann wieder nach Wien zurück, ließ aber den Diener mit dem Pferde in Göblitz zurück.

Arglos fand der Graf v. Hallweil sich zu der bestimmten Stunde im Hotel des portugiesischen Botschafters ein, ward von diesem sehr höflich empfangen, und, ohne daß der Zahlung gedacht ward, aufgefordert, mit ihm auf die Jagd zu fahren. Um 10 Uhr morgens fuhren beide, nur von einem Lakaien des Botschafters, einem Franzosen, begleitet, fort, indem der Prinz die Bitte des Grafen, auch seinen eigenen Diener mitzunehmen, durch die Erklärung beseitigte, er könne den Wagen nicht mehr belasten. Der Prinz de Lygne führte die Zügel selbst; die Fahrt ging nach Göblitz. Dort fuhr man am Wirtshause vorüber; doch schon eine Stunde später kam der Prinz

de Lygne ohne den Grafen v. Hallweil, nur von seinem Diener begleitet, wieder zurück. Er speiste, fuhr dann wieder nach Wien und zeigte sich noch an demselben Abend in einer Gesellschaft.

Das Ausbleiben des Grafen v. Hallweil, welcher nicht in seine Wohnung zurückkehrte, erregte natürlich bei den Seinigen Besorgnisse. Man forschte nach, und da man ermittelte, daß er zuletzt beim Prinzen de Lygne gewesen, ward bei diesem Erkundigung eingezogen. Auf diese Nachfragen gab er sowohl den Verwandten des Grafen, als auch dem Kaiser selbst die Antwort, daß der Graf sich, weil es geregnet, in den Wagen eines ihm fremden Kavaliers, dessen Diener gelbe Livree getragen, gesetzt habe und nach Baden gefahren sei. Diese Aussage befremdete um so mehr, als die Gegend, welche der Prinz bezeichnete, nicht auf dem Wege nach Baden lag, und der Graf auch dort nicht eingetroffen war; es verbreitete sich vielmehr das Gerücht, der Graf sei in Göblitz gesehen und dort ermordet worden.

Der besorgte Vater des Verschwundenen, Geheimrat v. Hallweil, schickte Leute aus, um die ganze Gegend zu durchsuchen, und am 15. August fand man die Leiche des Grafen im Walde bei Göblitz vergraben. Man kam auf die Spur durch ein Taschentuch, welches an einen Baum geknüpft war, und bei welchem ein Korb mit Weißbrot und harten Eiern stand; wahrscheinlich war hier der Mord verübt worden, denn die niedergedrückten Büsche zeigten an, daß ein schwerer Körper durch sie geschleppt worden war. Etwa hundert Schritte weiter fand man eine Schaufel und eine Hacke, und den Erdboden etwas aufgewühlt, und hier, nur wenig mit Erde bedeckt, den Leichnam des Grafen. Ein Schuß war durch beide Schläfen gegangen, mehrere Stiche hatten den Kopf verletzt, und der rechte Fuß war gebrochen. Der Graf war der Schuldverschreibung des Prinzen de Lygne, welche er, wie sein Kammerdiener genau wußte, bei sich getragen hatte, sowie mehrerer kostbaren Diamanten, der Hutschnallen, Hemdenknöpfe, Knie- und Schuhschnallen, zweier Ringe, einer goldenen englischen Uhr und einer Börse mit 400 Speciesdukaten beraubt.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht der schändlichen That in Wien, und als der blutige Leichnam dahin gelangte und im Hallweilschen Palais ausgestellt ward, rottete sich das Volk zusammen, verfolgte die Diener des Prinzen de Lygne, welche, um sich Mißhandlungen zu entziehen, ihre Livree ablegen mußten, und drohte, des Gesandten Palais zu stürmen, welches zur Sicherstellung mit hundert Mann Militär besetzt ward.

Der Prinz war noch so anmaßend, bei dem Kaiser um eine Audienz nachzusuchen, die ihm aber abgeschlagen wurde. Auch der venetianische Gesandte und die Minister, welche er aufsuchte, ließen ihn abweisen; er gab bei ihnen ein Schreiben ab, worin er seine früheren Angaben wiederholte. Um seine Person in Sicherheit zu bringen, floh er in der Nacht des 16. August in Gesellschaft zweier Begleiter, alle drei als Mönche verkleidet, in einer Kutsche nach Preßburg und von da in veränderter Richtung nach Italien.

So spielte sich diese unerhörte Thatsache nach noch vorhandenen gesandtschaftlichen Berichten aus damaliger Zeit ab. In den wenigen alten Druckschriften, welche diesen Raubmord erwähnen, wird gesagt, daß der Prinz in Portugal zwar in Untersuchung gezogen, aber freigesprochen worden und im Jahre 1710 in Venedig gestorben sei. Es giebt eine kleine, fein gearbeitete Radierung, welche die Mordthat darstellt; der Graf v. Hallweil und Prinz de Lygne sitzen im Walde beim Essen, hinter dem Grafen schleicht aus dem Gebüsche ein Mensch mit einer Pistole, welche er dem Grafen an den Kopf hält; in der Ferne sieht man eine mit zwei Pferden bespannte Chaise. C. T.

Künstliche Augen sollen den Verlust des natürlichen Auges ersetzen, das heißt sie sollen die häßliche Entstellung ausgleichen, die Augenhöhle gesund erhalten und vor Entzündung und Schrumpfung schützen.

Geschichtlich ist über künstliche Augen nur sehr wenig bekannt, weil die ausübenden Künstler außerordentlich geheimnisvoll zu Werke gingen und nichts Schriftliches hinterließen. Unser heutiges Wissen über diese Sache ist also gewissermaßen nur auf Vermutungen gestützt. Es müssen im Laufe der Zeit verschiedene Materialien benutzt worden sein: Knochen, Elfen-

bein, emaillierte Kupfer-, Gold- und Silberschalen. 1578 empfiehlt Pareus sogenannte Vorlegeaugen, das waren kleine Platten aus Eisenblech mit Malerei versehen, und mit diesen wurde die ganze Augenhöhle von außen zugedeckt; ein schmales federndes Band, welches um den Kopf herum reichte, hielt die Platte in ihrer richtigen Lage (Fig. 1).

Ein bleibender Erfolg wurde aber erst dann erzielt, als es gelang, künstliche Augen aus Glas zu blasen. Diese Kunst wurde lange Zeit von Paris beherrscht. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist sie in Deutschland heimisch geworden, und durch


Fig. 1.


Fig. 2.


Fig. 3.

Erfindung eines neuen Materials und der damit verbundenen Bearbeitungsweise haben die deutschen Fabrikate entschieden die Oberhand gewonnen, so daß heute der Bedarf für die ganze Welt lediglich von Deutschland gedeckt wird. Dieses Material ist eine ganz bestimmte Glaskomposition, außerordentlich zäh und dauerhaft; andere Materialien, Celluloid und Vulkanit, haben sich als gänzlich unbrauchbar erwiesen.

Die künstlichen Augen werden nicht, wie der Laie vermuten mag, in Formen gegossen oder gepreßt, sondern aus **einem** Stück über der Stichflamme **geblasen**; die Farben der Iris und Blutgefäße werden in flüssigem Zustande nach und nach aufgetragen, die Form wird genau den jeweiligen Verhältnissen der Augenhöhle angepaßt, und zwar aus freier Hand nach dem Augenmaß gebildet. Abgüsse zu nehmen, hat sich nicht bewährt.

Man ist heute so weit, daß die künstlichen Augen nur sehr

schwer von den natürlichen zu unterscheiden sind; so ist es zum Beispiel keine Seltenheit, daß Personen künstliche Augen tragen, ohne daß ihre nähere Umgebung Kenntnis davon hat. Bisher hatten die künstlichen Augen durchweg die Form einer einfachen halben Nußschale (Fig. 2); neuerdings ist eine neue Form eingeführt worden, das sogenannte „Reformauge" (Fig. 3), das einer ineinander geschobenen Kugel ähnlich sieht, deren Rückwand sich genau an den nach der Operation verbleibenden Muskelstumpf anlegt. Es wird durch diese Augen eine bessere Beweglichkeit und größere Bequemlichkeit im Tragen erzielt. Vor allen Dingen wird aber die Haltbarkeit der Augen erhöht, und die Schleimabsonderung vermindert; auch können dieselben Tag und Nacht getragen werden, Eigenschaften, die diese Art gerade für Kinder und Arbeiter vorteilhaft machen. Wenn das natürliche Auge nicht ganz entfernt worden ist, sondern als blinder Stumpf zurückblieb, so wird derselbe mit einer entsprechenden Schale überdeckt. Das Resultat ist geradezu verblüffend, da solche Augen, ohne die geringsten Beschwerden zu verursachen, die volle Beweglichkeit des natürlichen Auges haben.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das künstliche Auge nicht als Luxusartikel, sondern als absolut notwendiges Hilfsmittel zur Gesunderhaltung und Konservierung der Augenhöhle betrachtet werden muß. Hat zum Beispiel ein Auge entfernt werden müssen, so sinken die Lider ein, die Wimpern legen sich auf die Schleimhäute und erzeugen durch die fortwährende Reibung eine chronische Entzündung, die nur durch ein gut passendes künstliches Auge gehoben werden kann; oder hat ein Kind ein Auge verloren, so bleibt, wenn kein künstliches Auge eingesetzt wird, die ganze Augenpartie zurück, verkümmert, was in späteren Jahren, wenn der Mensch anfängt auf sein Aeußeres höheren Wert zu legen, sehr schmerzlich empfunden wird und nur schwer und langsam zu korrigieren ist. Es ist deshalb jeder gewissenhafte Arzt ängstlich bemüht, seinem Patienten so schnell als irgend möglich ein künstliches Auge zu beschaffen. F. A. M.

Die blauen Strümpfe. — Scherzweise pflegt man schöngeistig beanlagte und sich litterarisch beschäftigende Damen „Blau-

strümpfe" zu nennen, welche im Grunde ganz unsinnige Bezeichnung englischen Ursprungs ist, nämlich entstanden in London um das Jahr 1765, zu welcher Zeit man die hochgebildete Gemahlin des reichen Bierbrauers Thrale und deren gute Freundinnen zuerst damit beehrte. Die eigentliche Ursache aber waren Samuel Johnsons blaue Wollstrümpfe.

Dieser berühmte Kritiker und Lexikograph hatte etwas eigentümliche Manieren und war sehr nachlässig, zuweilen sogar etwas unsauber in seiner äußeren Erscheinung, was von den vielen Entbehrungen und Kümmernissen herrührte, die er in seinen jüngeren Jahren durchgemacht und die er nie ganz verwinden konnte, auch dann nicht, als es ihm recht gut im Leben erging. Die anderen Gentlemen jener Zeit, besonders auch die litterarischen, trugen gewöhnlich weißseidene oder in Ermangelung solcher doch feine weiße Zwirnstrümpfe, Johnson aber jahraus, jahrein, wie er es immer so gewohnt gewesen, grobe blaue Wollstrümpfe.

In dem schöngeistigen Zirkel der Frau Thrale war er die tonangebende Person geworden, deren unfehlbaren Orakelsprüchen alle die Damen, welche in dem reichen Hause an einem bestimmten gewissen Abend in jeder Woche nicht Bier tranken, sondern feinsten Thee schlürften, mit dem größten Respekt lauschten. Einmal aber erlaubte ihm gegenüber Frau Thrale sich die schüchterne Meinung, in der vielleicht ein ganz leiser Schatten eines Vorwurfs lag, ob es nicht doch möglicherweise richtiger und passender für einen so ausgezeichneten Gelehrten sein würde, weißseidene Strümpfe anstatt blauer Wollstrümpfe zu tragen.

Solcher Ansicht widersprach Johnson mit ernster Würde und pries in wohlgefügter Rede, unter Anführung von sinnreichen Gründen, die blauen Wollstrümpfe, welche nach seiner Behauptung viel gesünder, praktischer und besser seien als weißseidene Strümpfe. Er huldigte also entschieden dem Grundsatze: „Wer weise, wählt Wolle!" Seine nachdrucksvollen Beweisgründe machten so tiefen Eindruck, daß Frau Thrale und die anderen Damen völlig überzeugt und zur Wolle bekehrt wurden, so daß sie von der Zeit ab anfingen, ebenfalls blaue Wollstrümpfe anstatt seidener oder Zwirnstrümpfe zu tragen.

Dies wurde natürlich bald anderen Londoner Damen, welche nicht zu diesem Kreise gehörten, bekannt, veranlaßte sie zu vielen losen Spöttereien, und sie nannten die schöngeistige Frau Thrale und deren Freundinnen nie anders als „blue stockings" („Blaustrümpfe"). Auf solche Art also soll die seltsame Bezeichnung ursprünglich entstanden sein. F. L.

Die Belastung des napoleonischen Soldaten. — Der Tornister der Soldaten Napoleons I. enthielt die notwendigsten Kleidungsstücke, eine Wundbinde, Charpie und sechzig Patronen. In den beiden Seitentaschen des Tornisters befanden sich ferner vier je ein Pfund schwere Stücke Zwieback, ganz unten lag ein langer, schmaler, mit zehn Pfund Mehl gefüllter Sack. Vollständig gepackt wog der Tornister nebst dem Riemenzeuge und dem aufgerollt darauf geschnallten Mantel 34 Pfund. Außerdem trug jeder Soldat an einem Riemen einen leinenen Sack, der zwei Brote enthielt, von denen jedes drei Pfund wog. So hatte er freilich für vier Tage Brot und Zwieback, für weitere sieben Tage Mehl und konnte sechzig Schüsse abgeben, aber er schleppte dafür auch — den Säbel, die Patrontasche, drei Feuersteine, einen Schraubenzieher und das Gewehr eingerechnet — 58 Pfund an seinem Körper umher. Noch schwereres Gepäck hatte die Garde. Für gewöhnlich war sie mit langem blauen Ueberrock bekleidet und trug auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut. Stand aber eine Parade oder eine Schlacht bevor, so prangte sie in reichverziertem blauen Frack, weißen Beinkleidern, schwarzen Gamaschen und in einer hohen Bärenmütze, auf der sich ein roter Federbusch wiegte. Alle diese Gegenstände aber trug der französische Gardegrenadier auf dem Marsche bei sich; die Bärenmütze war, in einen leinenen Ueberzug gehüllt, auf den Tornister geschnallt, und der Federbusch hing in einem Futteral von schwarzem Wachstuche neben dem Säbel. D.

Der Bart des Königs. — Heinrich VIII. hatte im Jahre 1509 den englischen, Franz I. im Jahre 1515 den französischen Königsthron bestiegen. Kurz nach dem Regierungsantritt Franz' I. suchten die Diplomaten eine Zusammenkunft zwischen den beiden jungen Königen herbeizuführen. Die erste Anregung zu diesem Plane scheint von Franz I. ausgegangen zu sein, doch wurde

dieser Vorschlag von Heinrich von England, der sich gern körperlich und geistig mit dem tapferen jungen König von Frankreich gemessen hätte, mit Freuden begrüßt.

Aber durch den Zug Franz' I. nach Italien, der dem englischen König nicht gefiel, wurden die Beziehungen beider Monarchen zu einander etwas gespannt, und das Projekt einer Begegnung schlummerte wieder ein. Erst nach drei Jahren zerstreuten sich die Wolken wieder, als am 5. Oktober 1518 die Vermählung des acht Monate alten Dauphins von Frankreich mit der zwei Jahre alten Prinzeß Mary vollzogen wurde, und alle Welt glaubte, der Bund zwischen den beiden Fürsten sei nun fest geschlossen.

Doch schon im Januar des folgenden Jahres starb Kaiser Maximilian, und Franz I. bemühte sich vergeblich um die deutsche Kaiserkrone. Er bat Heinrich von England um seine Unterstützung, und dieser sagte ihm dieselbe nicht allein schriftlich zu, sondern er ließ ihm auch noch durch seinen Gesandten Sir Thomas Boleyn versichern, daß er alles aufbieten würde, um die Wahl seines „Bruders von Frankreich“ durchzusetzen. Dessenungeachtet hörte ein französischer Agent am Hofe des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, wie der englische Gesandte Richard Pace dem Kurfürsten meldete, es sei der Wunsch des Königs von England, daß nur ein deutscher Fürst die Kaiserwürde erlange. Franz I. war also vollkommen von der Doppelzüngigkeit seines englischen Verbündeten überzeugt, trotzdem aber brach er nicht mit Heinrich. Denn aus verschiedenen Gründen konnte er der Freundschaft Englands nicht entraten, und die diplomatischen Verhandlungen zwischen beiden Höfen waren honigsüß wie immer. Ebensowenig wurde das Projekt einer Zusammenkunft aufgegeben, ja, es wurde jetzt sogar bestimmt, daß dieselbe noch innerhalb eines Jahres stattfinden sollte, und der englische Gesandte am französischen Hofe wurde beauftragt, Seiner Majestät zu melden, daß König Heinrich seinen Bart nicht eher abnehmen lassen werde, bis die Zusammenkunft stattgefunden habe, als einen Beweis dafür, wie sehr er sich danach sehne, seinen Bruder von Frankreich zu umarmen. Die Antwort war natürlich, daß Franz die Hand an seinen Bart legte und sagte:

„Auch ich werde meinen Bart wachsen lassen, bis ich Heinrich von England gesehen habe."

Im August gab Heinrich dieses Versprechen, und schon im November ließ er sich den Bart wieder abnehmen. Natürlich wurde dies Ereignis sehr bald am französischen Hofe bekannt und rief die größte Bestürzung hervor. Nur der König schien gelassen, er fragte den Gesandten Sir Thomas Boleyn scheinbar gleichgültig, ob er kürzlich Nachrichten aus England erhalten habe. Der Diplomat erwiderte, er habe keine erhalten, und die Hand auf die Brust legend setzte er hinzu: „Bei dem Worte eines Edelmannes, Sire, wäre es nicht in der festen Erwartung der Zusammenkunft zwischen Eurer Majestät und meinem Souverän, so befände ich mich jetzt in Mailand."

Aber Luise von Savoyen, die Mutter Franz' I., drückte sich deutlicher aus. Sie erklärte dem Gesandten, soeben sei der Baron Montpesat vom englischen Hofe angekommen und habe ihr berichtet, König Heinrich habe sich den Bart abnehmen lassen, ob Boleyn wisse, was der König damit andeuten wolle. Der so in die Enge getriebene Diplomat scheint sich ziemlich gut aus der Schlinge gezogen zu haben, denn in einem Brief an den Kardinal Wolsey schrieb er folgendes: „Ich antwortete Ihrer Majestät, daß Montpesat auch bei mir in meiner Wohnung gewesen wäre und mir dasselbe mitgeteilt habe. Ich glaubte, sagte ich weiter, daß der König sich nur auf Wunsch Ihrer Majestät der Königin habe rasieren lassen, denn ich wüßte bestimmt, daß die Königin Seiner Majestät wegen seines langen Bartes täglich Vorstellungen gemacht habe und ihn endlich geradezu gebeten habe, sich doch ihr zuliebe den Bart abnehmen zu lassen."

Was konnten die höflichen Franzosen hierzu sagen? War es nicht geradezu unmöglich für den König von England, sein Versprechen zu halten, wenn die Königin ihren Gemahl mit glattem Kinn zu sehen wünschte? Zudem war dieser Grund auch der richtige, denn Katharina von Aragonien war, wenn auch nicht gegen den Bart des Königs, so doch gegen den unmittelbaren Grund für das Stehenbleiben desselben und verheimlichte ihre Abneigung gegen eine Zusammenkunft zwischen den beiden Monarchen durchaus nicht. Erst sechs Jahre später

fand die Zusammenkunft der beiden Monarchen endlich statt; aus Höflichkeit hatten sich beide den Bart vorher sechs Wochen lang nicht rasieren lassen. W. St.

Die zehn Gebote im Banne. — Der schweizerische Dichter Bodmer berichtet 1756 an einen Freund: „Der neue Pfarrer zu Pyrna fand eine erstaunliche Unwissenheit in seiner Gemeinde. Sie kannten nicht einmal die zehn Gebote Gottes, und als er die Kinder anhielt, sie auswendig zu lernen und aufzusagen, da gab es viel zu reden. Sie sagten, sie könnten diese neuen Gebote wohl entbehren; sie könnten sich nicht mehr Gebote aufdringen lassen, als ihre Alten gehabt hätten.... Wenn solche Gebote einmal im Lande wären, so wären sie gar schwerlich wieder abzuschütteln. Wie gefährlich sei das Gebot: „Du sollst nicht töten"; man möchte ihnen also eine Sünde daraus machen, wenn sie ein Kalb oder ein Schwein schlachteten. Es hätte auch viel auf sich, wenn es in einem dieser Gebote heiße, „man solle sich des Nächsten Gut nicht gelüsten lassen"; Handel und Wandel würden dadurch gestocket werden; denn wenn man eine Kuh oder ein Schwein nicht gelüsten dürfte, so würde man auch nicht kaufen. Am 5. Oktober 1756 erkannte die Gemeindeversammlung: sie und ihre Nachkommen wollten sich zu keinen Zeiten mit den sogenannten Geboten Gottes beschweren lassen. C. T.

Die Vergänglichkeit der Macht. — Sir Bernard Burke, ein englischer Gelehrter, gab vor einigen Jahren ein Buch heraus, in dem er die Ergebnisse seiner Forschungen über die Schicksale einst mächtiger englischer Familien darlegt. Die sehr interessanten Berichte beweisen wieder klar die Wahrheit des Wortes, daß die Wirklichkeit oft wundersamer ist als alle Dichtung. Welche Familie war im 12., 13. und 14. Jahrhundert in England wohl mächtiger als die Plantagenets? Und doch lebten die beiden letzten Descendenten im Jahre 1860 als Schuhflicker und als Kirchendiener in London. Ein Fleischer und ein Zolleinnehmer waren unter den direkten Nachkommen eines Königssohnes, Edmunds von Woodstock, Grafen von Kent, des sechsten Sohnes Eduards I. Ein Urenkel Oliver Cromwells lebte als Krämer auf Snowhill in London, und eine Schwester des Krämers, also eine Urenkelin des gefürchteten Lord Protektors,

war mit einem Schuhmacher verheiratet, und eine andere mit dem Sohne eines Fleischers, bei dem sie als Magd diente. Johann Graf von Traquhair, ein Vetter Jakobs VI., pflegte in den Straßen Edinburgs zu betteln. William Maclellan Lord Kirkcudbright war, als im Jahre 1699 die Familiengüter von den Gläubigern mit Beschlag belegt worden waren, Handschuhmacher geworden. Bei den Bällen der vornehmen Gesellschaft in Edinburg pflegte er seine Handschuhe zu verkaufen und machte gewöhnlich ein sehr gutes Geschäft, denn zu der Zeit war es üblich, zu jedem neuen Tanz ein frisches Paar Handschuhe anzuziehen. Im größten Elend starb auf einem kleinen Küstenfahrer im Jahre 1860 ein altes Fräulein, das man die „Prinzessin von Connemara" nannte. Sie war eine Enkelin Richard Martins of Galway, eines Mannes, der auf eine diesbezügliche Frage König Georgs IV. antwortete, die Länge der Auffahrt zu seinem Schlosse betrage dreißig Meilen. Damit war gesagt, daß alles Land im Umkreis ihm gehöre; aber vierzig Jahre später war nicht mehr so viel davon übrig, seiner Enkelin einen Platz als Grab darauf zu bereiten, sie wurde auf hoher See bestattet. W. Stelljes.

Die Bodenseefischerei vor zweihundert Jahren. — In einem alten „Fischbuche" aus dem Jahre 1701 wird erzählt, wie der Bodensee ehedem von einer Menge Fischarten geradezu gewimmelt habe. Man fing darin Hechte, Forellen, Karpfen, Aale, Felgen, Schleien, Grundeln, Brassen, Barben bis zu dreißig Pfund schwer; ferner Burlinge, Rinken und Rauchigel; auch Logeln, Asseln, Fürnen und Ringeln, die den Heringen gleichen. Desgleichen Alanden, welche wie die Drieschen bis vier Pfund schwer werden, aber nicht sonderlich gut sind; wogegen die Rheinlanken, eine Art von Lachsforellen, vorzüglich schmecken. Letztere werden im Bodensee, wie auch weiter im Rhein hinauf bis zu vierzig Pfund schwer angetroffen und gefangen. In der Gegend von Lindau und Bregenz wurden diese Fische in besonderer Größe und Güte gefangen. Sie wuchsen in eine Länge von anderthalb bis zwei Ellen und zu einem Gewicht bis zu vierzig Pfund. Weil nun die Fischer ein so großes Stück nicht zu jeder Zeit auf einmal mit Vorteil verkaufen konnten, so befestigten

sie ein kleines Stückchen Holz an einem Stricke, zogen diesen bis an das Holz durch des Fisches Kiemen und banden das andere Ende des Strickes an einen Pfahl, der am Ufer des Sees stand. Auf diese Weise konnten sie ohne Gefahr dem Fisch einen Raum von dreißig bis fünfzig Schritte zu schwimmen vergönnen und ihn so lange lebendig erhalten, bis sich ein Käufer oder eine Gesellschaft fand, welche ein großes Essen veranstalten wollte. Besonders gern wurden diese lebenden Rheinlanken zu Hochzeitsmahlzeiten angekauft, wozu sie die Fischer, wenn irgend möglich, vorrätig hielten. Das alte Fischbuch erwähnt noch eine Menge von Fischarten, welche alle im Bodensee gelebt haben sollen, darunter auch Aalruppen oder Quappen, in Oesterreich Rutten genannt. Von diesen Fischen sollen die Gastwirte zu Rheineck, in der Nähe des Bodensees, ihren Gästen die Lebern ausgeschnitten und gekocht vorgesetzt haben, während die Aalruppen selbst, die durch solches Leberausschneiden das Leben nicht verloren, noch einige Wochen in den Fischkasten aufbewahrt wurden, ehe sie für eine Mahlzeit abgeschlachtet wurden. Ferner fand man im Bodensee Welse von mehr als einem Zentner schwer. Man nannte damals diesen Fisch den „deutschen Walfisch". Er wurde jedoch selten gefangen, weil er meistens in der Tiefe blieb und nur selten zur Oberfläche emporstieg; auch schützte ihn der Aberglaube, denn mancher Fischer, der einen Wels im Netze hatte, ließ diesen wieder entschlüpfen, denn hätte er den Fisch behalten und abgeschlachtet, so würde sich, so nahm man an, ganz gewiß bald etwas Schlimmes am Bodensee zugetragen haben. C. T.

Die Laterne des Blinden. — Ein origineller Blinder war der zur Zeit Ludwigs XVI. in Paris lebende Arzt Gougé, der ohne Führer seiner Praxis nachging und dann jeden Abend von seiner Wohnung neben der königlichen Kriegsschule den Weg an den Galerien des Louvre vorbei bis zu der Straße Froidmanteau zurücklegte, ohne zu irren und anzustoßen. Hier pflegte nämlich der Sonderling allabendlich in einer Weinstube seinen Nachttrunk einzunehmen. Kurz vor Mitternacht schickte sich dann Doktor Gougé stets zum Nachhauseweg an, nahm eine brennende Laterne in die eine Hand und einen mit Wein gefüllten Krug,

seinen Bedarf für den nächsten Tag, in die andere und schritt wohlgemut seiner Wohnung zu.

Einmal traf ihn ein Bekannter auf dem Nachhausewege und fragte den Doktor: „Wozu dient Ihnen denn das Licht, bester Gougé? Ist denn bei Ihnen Tag und Nacht nicht völlig gleich?"

„Mein lieber Freund," erwiderte der Blinde, „ich trage die Leuchte nicht meinetwegen, sondern wegen der Sorte von Menschen, die mit sehenden Augen blind sind, damit sie mich nicht, wie es mir schon öfter passierte, anrennen und mir meinen Weinkrug zerbrechen." J. W.

Königin Luise als Gattin. — Im Dezember 1808 traf König Friedrich Wilhelm III. von Preußen nebst seiner Gemahlin, der Königin Luise, auf der Reise nach Petersburg in Riga ein. Den hohen Gästen zu Ehren wurde ein Ball im Hause der „Schwarzen Häupter" veranstaltet. Als man dem königlichen Paare mitteilte, daß das Haus der „Schwarzen Häupter" einer im Jahre 1390 gestifteten Gesellschaft gehörte, deren Mitglieder das Gelübde ablegten, sich niemals zu verheiraten, hatte der König wieder, wie öfters in jener trüben Zeit, seine schwermütige Stunde, in der er sich und alles ihm Angehörige zum Unglück bestimmt wähnte. Ein unwillkürlicher Anklang dieser Stimmung war es wohl auch, daß er mit herbem Lächeln zu seiner Gemahlin sagte: „Ich hätte zu dieser Gilde gehören sollen; du hättest dann nicht so traurige Erfahrungen gemacht."

„Und hätten wir noch zehnmal traurigere gemacht, und hättest du mir alles Unglück vorhergesagt," antwortete die Königin, „ich hätte dich doch aus diesem Hause wieder herausgeholt." E. K.

Die ersten Zuckererbsen. — Ein bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts noch völlig unbekanntes Gericht waren die Zuckererbsen. Ein Gartenkünstler am Hofe Ludwigs XIV., der in der Geschichte der Gärtnerei ehrenvoll genannte Arnaud d'Andilly, war der erste, der ums Jahr 1680 dieses jetzt allgemein verbreitete Gemüse in der Abtei von Port royal anbaute. Es galt als eine kostbare Leckerei für die vornehme Welt, und ein Maß der raren Schoten, die nur im frischen Zustand genossen wurden,

kostete etwa fünfzig Thaler. Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb wollte jeder grüne Erbsen essen, und ein vom 10. Mai 1696 datierter Brief der Frau v. Maintenon berichtet über diese seltsame Sucht der höfischen Feinschmecker, grüne Erbsen zu verzehren: „Das Kapitel von den grünen Erbsen ist noch immer an der Tagesordnung. Die Ungeduld, welche zu essen, das Vergnügen, sie gegessen zu haben, und die Sehnsucht, noch mehr zu essen, sind die drei Hauptpunkte, welche von unseren Prinzen seit vier Tagen abgehandelt werden. Es giebt Damen, welche, wenn sie an der königlichen Tafel zu Nacht gegessen haben, und zwar recht tüchtig, zu Hause noch vor dem Schlafengehen eine Schüssel voll grüner Erbsen verzehren, auf die Gefahr einer derben Unverdaulichkeit. Es ist eine Mode, eine Wut, die neueste, die unser Hof jetzt aufzuweisen hat." J. W.

Ein energisches Mittel. — Dem Leutnant Andreas Joachim v. Kleist wollte es gar nicht gefallen, daß er, als ihm bei der Belagerung von Ryssel (1708) eine Falkonettkugel das linke Bein zerschmettert hatte, darauf gefaßt sein mußte, zeitlebens zu hinken. Gern hätten dem erst neunzehnjährigen Jünglinge die Feldärzte das Bein amputiert, aber er wehrte sie und ihre Messer und Sägen mit geladener Pistole von seinem Schmerzenslager ab und verließ sich darauf, daß die schwere Verwundung doch noch heilte. Dies gelang auch, aber nicht nach Wunsch, das Bein nahm dabei eine schiefe Richtung an. Er wandte sich nun an einen berühmten Wundarzt seiner Zeit und ließ sich den Rat geben, das Bein noch einmal zu brechen und dann kunstgerechter heilen zu lassen. Kleist stieg auf den Rücken eines Pferdes, sprang herunter und brach zu seiner Freude das kranke Bein wirklich noch einmal. Der geschickte Arzt heilte ihn jetzt so gut, daß er wieder den schönsten Parademarsch ausführen konnte. D.

Geistesgegenwart. — Der im 17. Jahrhundert in Schwerin als Hofprediger lebende bekannte Theologe Dr. B. betrat zum erstenmal in seiner Vaterstadt Schwerin als junger Kandidat die Kanzel. Im Vertrauen auf sein gutes Gedächtnis hatte er es unterlassen, ein Konzept seines Vortrags mit auf die Kanzel zu nehmen. Der Anblick des gefüllten Gotteshauses

und der Gedanke an die anwesenden fürstlichen Zuhörer erschütterten indessen gar bald das Selbstvertrauen des jungen Geistlichen, und die Wahrnehmung, daß sich während der Predigt ein schweres Gewitter zusammenzog, dessen Nahen in der Gemeinde ebenfalls sichtliche Unruhe hervorzurufen schien, brachte ihn bald vollends aus dem Gleichgewicht. So gut es gehen wollte, half er sich weiter. Bis jetzt war seine Verlegenheit noch unbemerkt geblieben, aber in jedem Augenblick konnte die verhängnisvolle Störung eintreten. Da durchtönte der erste mächtige Donnerschlag das Kirchengewölbe, und noch war er nicht verhallt, als der junge Theologe mit lauter Stimme ausrief: „Demütig beuge ich mein Haupt und schweige. Wie darf der Mensch die Stimme erheben, wenn der Schöpfer selbst spricht?"

Dieser überraschende und wirkungsvolle Predigtschluß lenkte die Aufmerksamkeit des Herzogs auf den jungen Theologen, der fortan zu seinen hervorragendsten Ratgebern zählte. E. K.

Die Reise nach dem Monde. — John Wilkins, ein geistreicher Schriftsteller des 17. Jahrhunderts und Schwager Oliver Cromwells, schrieb unter anderem ein Buch: „Die Entdeckung einer neuen Welt", das zuerst 1638 erschien. In diesem Werke schildert er die angeblichen Zustände auf dem Monde bis ins einzelne und thut in einem eigenen Kapitel dar, daß man mit der Zeit wohl noch ein Mittel entdecken werde, auf den Mond zu gelangen. Begreiflicherweise erregte das Werk großes Aufsehen und wurde lebhaft besprochen.

Als sich der Verfasser nun einmal der Herzogin von Newcastle, einer sehr phantasiereichen Dame, gegenüber befand, fragte sie ihn in ironischem Tone, wie sie wohl am bequemsten nach der Welt im Monde, die er entdeckt habe, gelangen und wo sie unterwegs rasten könne, da doch die 50,000 Meilen Entfernung nicht ohne Ruhepausen zurückzulegen seien.

„Mylady," versetzte Wilkins, „Sie haben in Ihrem Leben sicherlich schon so viele Luftschlösser gebaut, daß es Ihnen an Orten, um auszuruhen, wahrlich nicht fehlen kann!" E. K.

Die glücklichen Kuren

in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses vor nun bald 14 Jahren gegründeten Muster-Instituts längst auch jenseits des Ozeans in der wirksamsten Weise verbreitet. Denn Paschen bekommt schon seit Jahren außer seinen zahlreichen deutschen Patienten Kranke nicht nur aus Italien, Rußland, Frankreich ꝛc., sondern auch aus Amerika, Afrika und Asien, und die fast alljährlich vorgenommenen Vergrößerungen der Anstaltsgebäude haben sich immer wieder als unzureichend erwiesen. Durch verschiedene Neubauten prächtigster und originellster Art, die sich durch den Ankauf eines großen Nachbargrundstückes ermöglichen ließen, ist in diesem Jahre Vorsorge getroffen worden, sodaß jetzt fast die doppelte Anzahl Leidender Raum findet und sich trotzdem auch die verwöhntesten Patienten dort in jeder Beziehung wie zu Hause fühlen können. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche ꝛc.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen; oder er erinnert sich gar der Notiz über das Verfahren des Dr. Callot in Paris, der armen Buckligen frisch und fröhlich die Wirbelsäule mit Gewalt eindrückt, um sie in die normale Façon zu bringen An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! *Ohne* Operation, *ohne* Gewaltmittel, *ohne* Gipsverbände, *ohne* Streckbett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Getenkapparate oder Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten ꝛc. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren ꝛc. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Welch wonnige Empfindung durchströml die Brust solches Armen, der die Hoffnung schon aufgegeben hatte, je wieder Gebrauch von seinen Gliedmaßen machen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden. Beinbrüchige, die bisher zu monatelangem Siechenlager verurteilt waren, erlangen mit Anlegung des Apparats sofort die Fähigkeit, wieder zu gehen; Rückenmarksleidende, die jahrelang im Rollstuhl zugebracht haben, gewinnen durch das Skoliosenkorsett wieder Halt im Körper; Kinder, die an Verkrümmungen leiden und durch die Streckbettbehandlung sehr heruntergekommen sind, erholen sich hier schnell, da sie sich mit ihrem Apparat bewegen, im Park tummeln können und dadurch Appetit und Blutzirkulation haben.

Paschen's Heilanstalt liegt in gesunder gartenreicher Gegend und doch noch im Weichbilde der Stadt Dessau. Der große Komplex von Gebäuden enthält neben komfortabel eingerichteten Wohnräumen für die Patienten die Arbeitsräume des Direktors nebst den Werkstätten seiner Mitarbeiter; sodann einen großen mit allen möglichen Turnapparaten, Dreirädern ꝛc. ausgestatteten Turnsaal, einen brillant eingerichteten Lesesalon, Speise- und Empfangsräume, Badezimmer, ferner das durch den Neubau entstandene Sonnenkurhaus, einen kleinen Glaspalast mit den prächtigsten Kindern der südlichen Flora ausgestattet, sowie ein in seiner ganzen Einrichtung höchst praktisch angelegtes Schutzgebäude, in dem die kleinen Patienlen auf allen nur wünschenswerten Gebieten durch eigene Lehrkräfte weiter gefördert werden. Die Erwärmung der Räume geschieht durch Central-Warmwasser-Anlage; die Beleuchtung durch Elektrizität. Der die Anstalt umgebende Garten ist parkartig und *nur* für die Patienten bestimmt. Die Wege darin sind den Leidenden entsprechend vorzüglich gehalten. Bei schlechtem Wetter bietet eine herrlich dekorierte Wandelhalle Gelegenheit zum Promenieren. Ueberall herrscht unter den Patienten Fröhlichkeit, nirgends sieht man verdrießliche Gesichter, niemals vernimmt man Aeußerungen des Schmerzes. Es fühlt sich eben jeder hier wohl und geborgen, tröstlicher Hilfe sicher, wozu das musterhaft geschulte Personal nicht zuletzt beiträgt.

Auch ärztliche Autoritäten, wie Professor von Bergmann, Professor von Leyden, der verstorbene Votkmann-Halle ꝛc. haben die Erfolge Paschen's verschiedentlich und rückhaltslos anerkannt. Das Institut sei daher allen, die für die obengenannten Leiden Besserung und Genesung suchen, mit der Mahnung empfohlen, das was sie thun wollen, bald zu thun. *Je früher* man gerade bei diesen Krankheiten vor die ~~rechte~~ Schmiede geht, je *sicherer* darf man auf Erfolg rechnen.

Theodor Weinert.

